

*Christian Ludwig Herzog zu Mecklenburg*  
*Unser Protektor*



*Göttinger Universitätsaula*

# Das Carolinum

Blätter für Kultur und Heimat



**Alle Rechte vorbehalten**

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

In Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben  
von

Oberstudiendirektor a. D. Piehler

Schriftleitung: G. Piehler, Göttingen, Guldenhagen 19

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten  
Gebrüder Würm, Göttingen

## Zu Gast bei finnischen und schwedischen Entomologen

Von Dr. Ernst Urbahn, Zehdenick

Wer als Primaner einst die 100-Jahrfeier unseres Gymnasiums miterleben konnte und sich nun jahrelang darauf gefreut hatte, auch an der 150-Jahrfeier teilzunehmen, um schließlich doch am Kommen verhindert zu sein, muß das äußerst schmerzlich empfinden; zumal, wenn er hinterher hört und liest, wie herrlich das Fest in Marburg war und wieviele seiner alten Schulfreunde er nach 50 Jahren dort noch einmal wiedergesehen und -gesprachen hätte. Aber dankbar werden wir alle, die wir zu Hause bleiben mußten, denen sein, die sich um das Wiederaufleben unserer C. Z. bemüht und sie in vorbildlicher Weise wieder herausgebracht haben, vor allem unserem lieben Schriftleiter Gustav Piehler. Durch unsere Zeitschrift, die uns so viel Wissenswertes in jeder Beziehung bietet, die uns in abwechslungsreicher, gediegener Weise von dem großen und kleinen Geschehen einst und jetzt berichtet und von den Schicksalen der alten Caroliner, durch sie schlingt sich wieder das einigende Band um uns alle. Es ist nur bedauerlich, daß wir nicht alle zu ihrer Erhaltung in gleicher Weise beisteuern können, wir müssen es eben versuchen, jeder in seiner Art und nach seinem Können Beiträge zum Gedeihen der C. Z. zu liefern, materiell oder ideell.

Wie in Nr. 21/22 angekündigt wurde, brachte mir das Jahr 1957 ganz überraschend eine Einladung aus Finnland, auf 14 Tage nach Helsinki zu kommen, um dort Vorträge über entomologische Fragen zu halten. Das Ganze ging aus von dem Genetiker des Zoologischen Instituts der Universität Helsinki, Professor Dr. Esko Suomalainen im Namen der drei entomologischen Gesellschaften Finnlands. — So eine unverhoffte Gelegenheit, doch noch einmal im Leben zu einer Auslandsreise zu kommen, dazu noch in das befreundete Finnland, durfte nicht ungenutzt vorübergehen. Schnell wurden wir mit den sehr entgegenkommenden Finnen über alles einig, auch meine Frau, als meine ständige Mitarbeiterin, wurde in die Einladung eingeschlossen.

Wie aber hinkommen nach Finnland? — Früher fuhr regelmäßig von Stettin aus die „Ariadne“, die jetzt zwischen Kopenhagen und Helsinki verkehrt. Da erwies es sich als günstig, daß gerade die Strecke Berlin — Saßnitz — Trelleborg — Stockholm — Turku — Helsinki für Ostgeld und durchgehende Fahrkarten zugelassen wurde. — Schwieriger war es, das in unserem Fall zuständige Ministerium für die Reise genehmigung herauszufinden, aber nach einem dreimonatigen Papierkrieg und vielen Rücksprachen in Berlin, nach dem Verbrauch von drei Gutachten und je 12 Paßbildern hatten wir tatsächlich alle

erforderlichen Papiere beisammen und obendrein die Erlaubnis, 60 Ostmark in Schwedenkronen und Finnmark umzuwechseln und als „Taschengeld“ für die Reise mitzunehmen.

So war denn am 4. Mai der große Augenblick gekommen, wo wir morgens auf dem Ostbahnhof in Berlin den bekannten Baltik-Orient-Express bestiegen, und zwar 1. Klasse Schlafwagen, was sich nachträglich als sehr vorteilhaft erwies. — Die Natur legte gerade ihr schönstes Kleid an. Eben begann die Apfelblüte und die Buchenwälder Mecklenburgs standen im ersten zarten Grün. Neustrelitz — Stargard — Neubrandenburg — wie vertraut einem das alles war! — Aber schon die ganze Nacht hindurch tobte ein wilder Nordweststurm, der die Luft immer mehr mit Staubwolken erfüllte, je näher wir der Küste kamen. Die Überfahrt nach Schweden konnte gut werden!

Auf dem Hafbahnhof in Saßnitz gab es ein langes Umherrangieren, aber die Paß- und Gepäckkontrolle ging hier wie überall schnell und schmerzlos vorüber, nur die mitgenommenen Gelder und Fotoapparate wurden registriert. Endlich rollte unser Zug in den Bauch der Riesenfähre „Kong Gustav V“, die inzwischen eingetroffen war. Die Wagen wurden fest verankert, und dann begab man sich in die reich ausgestatteten oberen Kajütenräume, wo nicht nur appetitliche Smerbrote, sondern auch die bewußten Papiertüten — und die erfahrenen Passagiere ahnungsvoll bereitlagen.

1902 als Tertianer auf einer „Turnfahrt“ unter Dr. Hinrichs hatte ich erstmalig Rügen und seine herrliche Kreideküste kennengelernt. Immer wieder hatte es uns dort hingezogen, schon wegen der interessanten Kreidefauna und -flora, und wie oft hatten wir vom Steilufer aus den prächtigen Anblick genossen, wenn auf dem blaugrünen Meer die stolzen weißen Fährschiffe im Sonnenschein dahinzogen. Immer hatten wir uns gewünscht, doch auch einmal solch eine Reise in die Ferne mitmachen zu können. Nun war es wirklich so weit, nun fuhren wir auf großem Schiff in die Welt und an dem Steilufer entlang! Aber wie anders sah es heute aus! Über Rügen jagte der Sturm schwarze Regenböen auf uns zu, und obgleich wir noch im Schutz der Insel waren, nahm die riesige Fähre schon so viel Wasser über, daß man sich auf den unteren Decks nicht mehr aufhalten konnte. Oben aber packte uns der Sturm mit aller Kraft, und bald kamen die Spritzer auch hierher und trieben uns in die Innenräume. Dort aber war es keineswegs mehr so anheimelnd wie anfangs. Tassen und Teller klirrten zu Boden und allgemeine Seekrankheit brach aus. Gut, daß ich mein bewährtes Mittel zur Hand hatte, daß mir einst ein alter Kapitän in Warnemünde verraten hat: Kirschsteine in den Mund nehmen! Solange die drin sind, ist man nicht seekrank.

Alles war erleichtert, müde und zerschlagen, als wir nach 5stündiger Schaukelei bei einbrechender Dunkelheit und einem wahren Sauwetter in Trelleborg einliefen. Schnell wurden die Betten in den Schlafabteilen aufgeschlagen, man konnte sich langmachen, und dann raste der Zug mit uns durch das nächtliche Schweden. Als wir am andern Morgen in der Gegend der

Streichholzstadt Jönköping erwachten, fuhren wir bei Schneeregen durch bergige Wälder. Unter Kiefern, Fichten und kahlen Birken lagen hier und da noch alte Schneereste und schon bedeckten sich die roten Granitfelsen von neuem mit Schnee. Wir hatten die Reise nicht später legen können, weil in Helsinki das Semester Mitte Mai schließt und dann alle naturfreudigen Menschen hinausdrängen aus der Stadt, um den kurzen Sommer möglichst im Freien zu genießen. Der 1. Mai wird von allen ehemaligen Abiturienten, auch den ältesten, durch frohe Feste gefeiert, bei denen jeder seine einstige weiße Mütze trägt. —

Pünktlich um 8 Uhr früh waren wir in Stockholm. Auf die Nachricht hin, daß wir auf der Reise nach Finnland durch Schweden kämen, hatten Entomologen von dort die Freundlichkeit gehabt, uns zu einem mehrtägigen Aufenthalt in ihrer Hauptstadt einzuladen zu gemeinsamer Aussprache. Professor Brundin sandte uns eine Einladung zur Besichtigung des Riksmuseums, und ein jüngerer schwedischer Entomologe, Jan Skogsborg, bat uns, während des Aufenthalts in Stockholm seine Gäste zu sein. Jetzt war er am Bahnhof und fuhr uns in seinem neuen Volkswagen nach Hägersten, einem Vorort, wo Herr Skogsborg in einem der vielen Hochhäuser wohnte, die jetzt am Stadtrand von Stockholm emporschießen. Denn auch dort herrscht seit dem Kriege Wohnungsmangel. Es sind meist 8- bis 12stöckige, sehr praktisch gebaute Häuser, die alle neuzeitlichen Bequemlichkeiten wie Fernheizung, Müllschlucker und natürlich auch den selbstzubedienenden Fahrstuhl enthalten.

Mit Herrn Skogsborg waren wir schon lange brieflich bekannt. Er spricht fließend Deutsch und hat uns in liebenswürdiger Weise bei sich aufgenommen und während der Tage in Schweden betreut. — Heute war Sonntag, da konnte er nach Tisch mit uns stundenlang durch Stockholm fahren und uns stolz seine schöne Vaterstadt von allen Seiten zeigen. Trotz des Schneeregens machte sie doch einen großartigen Eindruck auf uns. Zwischen Ostsee und Mälarsee liegt die Millionstadt breit ausgedehnt inmitten der Mündungsarme des gewaltigen Sees und wird dadurch zur Brückenstadt. Der Fahrverkehr auf den Straßen erreichte — besonders vor den Brücken und am Ende der Geschäftszeit — eine Dichte, die uns unheimlich vorkam, zumal man sich erst an den Linksverkehr gewöhnen mußte. Angeblich hat jeder 5. Stockholmer einen Wagen und jeder 7. soll ein Volkswagen sein. — Die Hauptgebäude gruppieren sich um die Prachtstraßen, die an den breiten Wasserarmen sich hinziehen. Von den Pfahlrosten her, auf denen einst in diesen Stadtteilen die Häuser erbaut wurden, hat ja Stockholm seinen Namen.

Der äußere Zuschnitt des Ganzen deutet auf einen hohen Lebensstandard. Ein großes Land mit relativ geringer Bevölkerung aber reichen Bodenschätzen, hochentwickelter Industrie und seit fast 1<sup>1/2</sup> Jahrhunderten ohne Krieg bietet dem, der arbeiten will und etwas leistet, alle Möglichkeiten eines anspruchsvollen Lebens, trotz hoher Steuern.

Die Abende waren erfüllt von fachwissenschaftlichen Gesprächen beim Anblick guter Sammlungen. Besonders reich und interessant war ein gastliches

Zusammensein bei einem der bekanntesten Entomologen, dem alten Dr. h. c. Frithiof Nordström, dessen während des letzten Krieges erschienenenes Werk „Svenska Fjärilar“ nicht nur wegen seiner prächtigen Abbildungen sondern auch auf Grund seines gediegenen, auf neuesten Forschungen beruhenden Inhalts weltberühmt geworden ist. Nordström hat uns seiner Zeit ein Exemplar davon zugeeignet, und wir haben es durch alle Fährnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit als Kostbarkeit retten können. — Jetzt war der greise Forscher bei anderen Arbeiten. Wir sahen ihn in seinem Arbeitszimmer umgeben von all den Schätzen an Büchern, Schriften, Sammlungen und Einrichtungen, die er in einem reichen Entomologenleben zusammengetragen hatte. — Bei Nordström lernten wir auch die in Schweden übliche Art festlich zu speisen mit all ihren schmackhaften Vorgerichten und sonstigen Köstlichkeiten kennen.

Der nächste Tag brachte eine Besichtigung des Riksmuseums, bei der wir außer der umfangreichen, neuen Heimatsammlung des Museums auch einige auf Linné und de Geer zurückgehende Typen zu sehen bekamen, während Linnés Hauptsammlung seinerzeit in das Britische Museum gelangt ist. — Auch dem Tierpark Skansen mit seinen Elchen, Eisbären, Vielfraßen statteten wir am letzten Tage einen Besuch ab. Das Interessanteste waren uns dort die vielen aus allen Teilen des Landes zusammengetragenen alten Holzbauten, Gehöfte, Mühlen usw., die man da wiedererrichtet hat, um ihren Charakter, ihre Bauweise der Nachwelt zu erhalten.

Dann aber hieß es Abschied nehmen. Unser freundlicher Gastgeber fuhr uns gegen Abend zur Anlegestelle der Finnendampfer, von wo wir über Nacht die Fahrt nach Turku antreten wollten. Zufällig fuhr heute gerade das neueste, schönste Schiff dieser Linie, der „Allotar“ oder „Herr der Wellen“, ein prächtig ausgestatteter 3000-Tonner. Besonders froh aber waren wir, als uns eine der sonst unerschwinglich teuren, üppigen Kabinen 1. Kl. zugewiesen wurde, die unerwartet in den Preis unserer Fahrkarte miteingeschlossen war. In der Abenddämmerung standen wir noch lange bei stillem, trübem und kaltem Wetter an Deck, um die Fahrt durch das riesige Schärengebiet zu erleben. Erst nach 4 Stunden, beim Einschlafen, merkten wir an einer sanften Dünung, daß wir jetzt in freies Wasser kamen. Um Mitternacht legten wir bei strömendem Regen in Marienham auf den Alandsinseln an. Gut, daß wir weiter-schlafen konnten! — Um 6 Uhr wurden wir geweckt, machten uns schnell fertig, frühstückten ausgiebig und wollten dann noch eine Stunde die Anfahrt auf Turku genießen, wo wir um 8 Uhr sein sollten. Aber schon lief alles mit Koffern umher und siehe, da waren wir auch schon angelangt! Eine Stunde zu früh? Nein, hier in Finnland herrschte osteuropäische Zeit, wir mußten also unsere Uhren eine Stunde vorstellen.

Von Turku, der neuen Universität und dem Wohnort Nurmis, brachte uns der D-Zug in etwa vier Stunden nach Helsinki. Durch eine fast winterliche Landschaft ging die Fahrt. Die Flüsse hatten von der eben beendeten Schnee-

schmelze und dem nächtlichen Regen her Hochwasser. Nirgends sah man ein grünes Blatt. Auf den Feldern standen meist noch die Stoppeln des vorjährigen Getreides. Die Wälder ähnelten den schwedischen.

In Helsinki wurden wir von Prof. Suomalainen und Dr. Kaisila, mit denen wir vorher korrespondiert hatten, auf das herzlichste empfangen. Von jetzt ab waren wir aller Sorgen, Kosten und Unbequemlichkeiten enthoben, die sonst eine solche Reise mit sich bringt. Für alles sorgten unsere freundlichen Betreuer, alles hatten sie schon vorbereitet und die Unternehmungen so eingeteilt, daß jeder Tag reich an Interessantem und Schöнем war und doch nie eine Überfüllung oder gar Hetze eintrat.

Wir wohnten in einem guten, sehr bequem gelegenen Hospiz. Vorerst aber wurden wir zum „Frühstück“ in das Kalewala-Haus geführt. Unter Kalewala versteht man in Finnland alles, was zum alten Brauchtum, zur Volkskunst, zur Tradition gehört. So ist denn hier im Zentrum der Stadt ein Speisehaus im alten Stil entstanden. Die Wände innen bestehen aus kunstvoll gefügten Holzstämmen und sind mit alten Kunstgegenständen, handgewebten Teppichen, Waffen und Werkzeugen geschmückt. Die weibliche Bedienung trägt die schöne, alte, bunte Volkstracht. In der Mitte des großen Speiseraumes stehen auf riesiger Tafel x verschiedene Vorgerichte, ehe der warme Hauptgang aufgetragen wird. Dazu trinkt man köstlich frische Milch, wie überhaupt in Finnland, auch die Männer. Die Hauptmahlzeit des Tages wird, wie ja meist im Ausland, erst um 18 Uhr eingenommen.

Persönlich kannten wir in Finnland vom Berliner Entomologenkongreß 1938 her einen einzigen Menschen, den alten Grönbloom aus Tampere, und ihn trafen wir bei den ersten Schritten durch Helsinki. Er war eben mal nach Helsinki geflogen, um meinen Hauptvortrag anzuhören, der gleich für den ersten Abend angesetzt war.

Als wir gegen 19 Uhr das Zoologische Institut betraten, füllte sich gerade der große Hörsaal, und wir staunten, wieviele entomologisch interessierte Menschen es in Helsinki gab, Männer und Frauen, alt und jung, aus allen Berufsständen. Wir lernten eine große Zahl führender Entomologen kennen und wurden in freundlichster Weise begrüßt, mit Gastgeschenken erfreut und als die ersten deutschen Entomologen ausgezeichnet, die nach dem Kriege von Finnland eingeladen worden waren. Meinen Vortrag konnte ich in deutscher Sprache halten — hier verstand jeder Deutsch —, er wurde auf Tonband aufgenommen, um später denen zugeleitet zu werden, die heute nicht zugegen sein konnten. In der Diskussion zeigten sich die hervorragenden Kenntnisse der finnischen Entomologen und das große Interesse, das allen Fragen entgegengebracht wird.

Hinterher fuhren wir zu einem guten Hotel, wo in einem besonderen Raum an geschmückter Tafel ein festliches Mahl veranstaltet wurde, an dem auch viele Entomologinnen teilnahmen. In Tischreden kam immer wieder die enge Freundschaft zum Ausdruck, durch die sich die Finnen mit den

Deutschen verbunden fühlten, ohne einen Unterschied zwischen Ost und West zu machen. Alle sind ihre lieben „Saxa“. Schon an diesem Abend schieden wir als gute Freunde.

Die nächsten Tage brachten sonniges, wärmeres Wetter und dadurch die Möglichkeit zur Durchführung einer mehrtätigen Beobachtungsfahrt in das südliche Seengebiet, wo wir zusammen mit finnischen Entomologen von der biologischen Station Lammi aus zwei Nächte hindurch Lichtfang auf Nachtschmetterlinge mit modernem Leuchtgerät betrieben. Wir hatten die Freude, daß fast alles am Licht erschien, was um diese Jahreszeit in finnischen Wäldern zu erwarten war. Tags aber erlebten wir gerade den Aufbruch des Eises auf den Seen. Wind und Sonne brachten die morsche Eisdecke zum Bersten und die großen Schollen zerrieben sich aneinander unter klirrendem Geräusch. „Der See singt“, sagten fröhlich die Finnen, „nun kommt der Frühling“. Und wirklich waren die Seen in wenigen Stunden eisfrei. In den Wäldern blühten überall Lungenkräuter und Seidelbast, der Winter war vorüber.

Froh und befriedigt ging es nach Helsinki zurück, wo wir nun täglich Gelegenheit hatten zu Ansprachen, Vorträgen, Besichtigungen von Sehenswürdigkeiten und Sammlungen und zu kleinen Ausflügen. Allabendlich waren wir bei Entomologen eingeladen, deren prächtige, gepflegte Sammlungen Seltenheiten aus dem höchsten Norden bargen. Für alle diese natur- und kunstliebenden Menschen ist es ja der stete Wunschtraum, im Sommer einige Wochen in Lappland zu verbringen, um in der herben, unberührten Großartigkeit und Einsamkeit dieser nordischen Natur zu sammeln und neue Kräfte für die Arbeit in der Stadt zu schöpfen. Professor Suomalainen zeigte uns an einem Abend herrliche Farbaufnahmen von seinen Reisen nach Lappland, und aus den Sammlungen konnten wir manche kostbare Falterart als Gastgeschenk mit nach Deutschland nehmen.

Helsinki, die „weiße Stadt am Meer“, hat im Kriege nur wenig durch Bomben gelitten, aber schwer waren die blutigen Verluste der Finnen. Auf dem schön gelegenen Hauptfriedhof steht das Ehrenmal für die Gefallenen an bevorzugter Stelle neben dem Sarkophag für den allgemein verehrten Volkshelden Mannerheim. Um ihn sind im Halbkreis die Gräber der gefallenen Finnen angelegt, anschließend aber ruhen in ebenso gepflegten Gräbern unsere deutschen Gefallenen.

Viel zu schnell vergingen die schönen Tage in Helsinki. Der Abschied von unseren freundlichen Gastgebern, die uns zu lieben Freunden geworden waren, fiel uns schwer. Noch als wir im Bus saßen, der uns zum Flugplatz bringen sollte, tönte es grüßend zu uns herüber: „Näkemiin, näkemiin! Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn; das nächste Mal kommt Ihr mit nach Lappland!“ — Aber auch der Rückflug über Stockholm nach Berlin-Schönefeld, den uns die Finnen ermöglicht hatten, wurde noch zu einem herrlichen Erlebnis. Der An-

blick der riesigen Schärenhöfe um Aland aus 2000 m Höhe, der Flug nach Süden in fast 4000 m bei strahlender Sonne hoch über dem Wolkenmeer, durch das man hier und da auf das schwedische Land hinablickte, die in der Sonne glitzernde Ostsee, die Umrisse von Arkona und der Großen Schaabe auf Rügen, das Wiedererkennen norddeutscher Städte, Straßen, Wälder und Seen werden uns unvergeßlich bleiben.



## Gartenkonzert der Orangerie

*Melodien überraschend,  
Der Kapelle Schwarz und Glanz.  
Weiße Köpfe, atemlauschend.  
Steile Lampen. Mückentanz.*

*Weißes Haus und Türenbogen.  
Manchmal lächelt eine Frau.  
Fernen, sterngoldüberzogen,  
Und der Bäume Nächtblau.*

*Geigen schweigen. Dann Gewühle.  
Linde Winde werden matt.  
Durch verlassne Abendkühle  
Hastet noch ein letztes Blatt.*

Fritz Hagemann (1927)

# GÖTTINGEN

eine tausendjährige deutsche Stadt



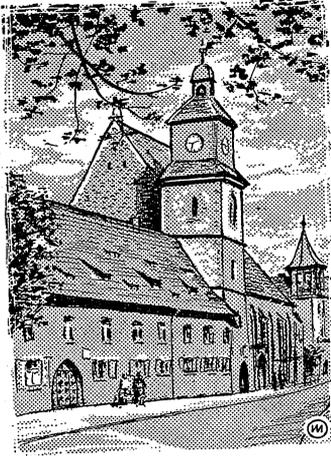
*Paulinerstraße und Johannisstraße*

das seit uralter Zeit besteht. Zwar berichtet ein Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts davon, daß der Ritter Heinrich I. von der nur etwa sieben Kilometer entfernten Burg „Plesse“, die heute, noch gut erhalten, ein beliebtes Ausflugsziel bildet, im Jahre 934 das Fräulein Anna von Rosdorf in Göttingen geheiratet haben soll. Jedoch für die Feststellung des offiziellen Alters der Stadt, deren Gründung Heinrich dem Löwen oder seinem Sohn Heinrich zugeschrieben wird, ist die erste, urkundliche Erwähnung aus dem Jahre 953 maßgebend. Dort wird beurkundet, daß ‚Gutingi‘, damals eine dörfliche Siedlung in der Nähe der heutigen „Albanikirche“, von Otto dem Großen dem Moritzkloster in Magdeburg geschenkt wurde.

Aus jener Zeit kündigt noch die „Gerichtslinde“ an der Einmündung des „Königsstiegs“ in die Groner Landstraße. Der Königsstieg war der Verbindungsweg zwischen der alten Richtstätte und der auf dem Hagenberg am westlichen Leineufer gelegenen „Pfalz Grona“. Auf dieser Pfalz, die im frühen Mittelalter zu den bedeutendsten des deutschen Raumes gehörte,



*Junkernschenke*



St. Marienkirche und Kommende

In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erhielt das ungewöhnlich schnell aufblühende Göttingen Stadtrechte und umfaßte schon nach wenigen Jahrzehnten drei Kirchspiele: St. Johannis, St. Jakobi und St. Nikolai.

Schon früh entwickelten sich als bodenständige Gewerbe Leinweberei und Tuchmacherei, und die Erzeugnisse wurden ausgeführt bis England, Norwegen und ins Baltikum.

Die „Wandschneider“, „Tuschscherer“ und „Tuchverkäufer“ brachten auf dem Markt ihre Buden unter ein gemeinsames Dach und so entstand etwa an der Stelle des heutigen Rathauses aus der ersten offenen Halle ein geschlossener Bau, ein „Wand- und Kophus“ (Gewand- und Kaufhaus).

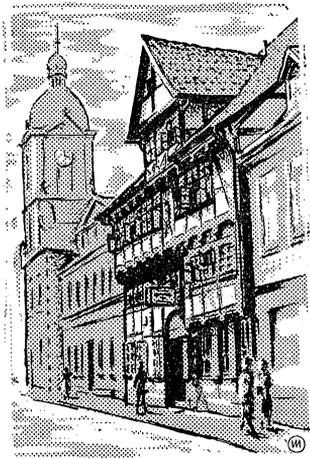
Im Jahre 1368 wurde dann das trutzige, zinnengekrönte Rathaus begonnen, dessen ehrwürdige Halle noch heute die Bewunderung der Besucher weckt. Aus den Rechnungsbüchern von 1369—1422 ist zu ersehen, daß der gesamte Bau fast genau 2000 Mark gekostet hat.

Die Stadt Göttingen wurde Mitglied der Hanse und blieb es mehr als 200 Jahre. Die Wappen von 57 Hansestädten in der Rathaushalle halten die Erinnerung daran wach. Um 1230 begann der Bau der zweitürmigen Johanniskirche, in deren einem Turm ein Rundgang und eine Türmerwohnung eingefügt wurden. Seit 1412 war dort ein städtischer Türmer eingewiesen; der letzte starb 1921. Seitdem

weilten häufig Könige und Kaiser. Sie tritt im Jahre 915 ins Licht der Geschichte als die Leinefurt beherrschende Burg der liudolfingischen Herzöge. Diese gestalteten ihre Burg zur Königspfalz, als sie vier Jahre später deutsche Könige wurden. Dort starb auch im Jahre 1024 Kaiser Heinrich II., der Heilige und Gründer Bambergs.

An die frühere Herrlichkeit, die auch der „Sachsenspiegel“ rühmend erwähnt, erinnert nur noch eine Gedenktafel auf einem Findling. „IAM SEGES CRESCIT UBI TROIA FUIT“ (Jetzt wächst Gras, wo Troja war).

Seit dem Anfang des 10. Jahrhunderts blühte der Handel an dem Schnittpunkt der alten Völkerstraßen. Krämer, Händler und Kaufleute erbauten ihre Zelte und schließlich feste Häuser.



Gasthaus Schwarzer Bär

wohnen jeweils drei Studenten dort, die auch die Gäste des Aussichtsturmes betreuen, und die wohl die luftigsten Studentenzimmer bewohnen dürften, die es gibt.

Nur die Jakobikirche mit ihrem 72 Meter hohen Turm überragt St. Johannis um 6 Meter. Sie zeichnet sich aus durch eine reiche gotische Architektur Schule und einen Doppelflügelschnitzaltar, der zu den schönsten in Norddeutschland gezählt wird.

Die Zeugen der vielhundertjährigen Vergangenheit Göttingens blieben erhalten. Sie überdauerten unzerstört den 30jährigen und alle weiteren Kriege. Der sinkenden Geltung der alten Hansestadt aber gebot ein Ereignis Einhalt, das bestimmend für Göttingen werden und ihm eine neue größere Bedeutung verleihen sollte: die Gründung der Georg-August-Universität im Jahre 1737. Darüber aber berichtet dieses Heft an besonderer Stelle.

*Heinz Motel.*

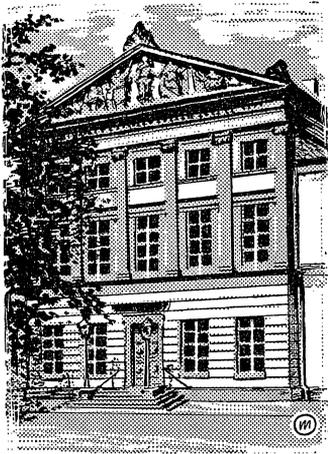
## Zur Geschichte der Universität Göttingen

Die idyllische Silhouette Göttingens mit ihren mittelalterlichen Fachwerkbauten und das Grün der sie umgebenden Bäume können die Umwelt nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Stadt in ihren Mauern eine Universität beherbergt, deren Name und Wirkung ebenso traditionsschwer wie aktuell und brisanzreich zugleich ist.



*Gänselieselbrunnen und  
St. Jakobikirche*

Im Jahre 1737 wurde die Georgia-Augusta feierlich eröffnet. Ihren Namen erhielt die neue Universität nach Georg II. August, König von England und Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg. Eigentlicher Gründer und Initiator ist allerdings der hannoversche Geheime Rat Gerlach Adolf von Münchhausen. Wenn die Universität Göttingen bereits nach kurzer Zeit mit den alten Universitäten an Bedeutung wetteifern konnte, dann ist das vor allem seinem hervorragenden verwaltungstechnischen Können und seiner unermüdlichen Fürsorge zu danken: Indem Münchhausen den Professoren eine hohe Rangstellung, ihre reichliche Dotierung und die Lehr- und Zensurfreiheit garantierte, zog er recht bald Namen von großem Ruf nach Göttingen. Bereits in den ersten Jahrzehnten wirkten der Philologe



Universitätsaula

Johann Mathias Gesner, der Jurist Johann Stephan Pütter, der Orientalist Johann David Michaelis, der Mathematiker Abraham Kästner, Chr. Gottlob Heine und vor allem Albrecht Haller. Dem letzten verdankt der botanische Garten seine Entstehung. Er war der erste Präsident der 1751 gegründeten „Sozietät (heute Akademie) der Wissenschaften“ und gab die „Gelehrten Anzeigen“ heraus. Die Göttinger Universitätsbibliothek wuchs bald zu einer der ersten Universitätsbibliotheken Deutschlands heran. Sie war eine der ersten systematisch ausgebauten. Das Zeitalter der Aufklärung drückte der Georgia-Augusta seinen Stempel auf, der bis heute die innere Haltung dieses akademischen Gemeinwesens bestimmt. Die neue Universität war in erster Linie eine Institution des

Staates. Gegenüber den Universitäten des Mittelalters fehlten ihr verschiedene autonome Rechte. Doch blieben einige äußere Züge der mittelalterlichen Organisationsform erhalten. Die Erinnerung daran dürfte nicht unerhebliche Wirkung auf das Bewußtsein der Träger des Gemeinwesens ausgeübt haben. Zunächst wurde zwar die enge Bindung an den Staat dadurch gemildert, daß Staat und Gesellschaft der Gründungszeit sich der „Aufklärung“, sprich Lehrfreiheit, verpflichtet fühlten. Solange der Staat sich diesem Prinzip selbst verhaftet wußte, blieb das Verhältnis von Universität und Staat immer ungetrübt. Erst das 19. Jahrhundert ließ mit dem bekannten „Protest der Göttinger Sieben“ die Gefahren der allzu engen Bindung der Universität an den Staat erkennen.

Da von Münchhausen auch durch andere Maßnahmen — er baute z. B. für die Studenten einen Reitstall — die Anziehungskraft seiner Universität zu steigern wußte, blühte die Georgia-Augusta so rasch auf, daß sie bereits 1770 mit 700 Studenten an der Spitze der deutschen Universitäten stand. Das literarische Leben Göttingens leistete in diesem Jahrzehnt zum ersten Mal entscheidende Beiträge zu der auch an anderen Orten aufblühenden deutschen Dichtung. Der Balladendichter Bürger und die Mitglieder des Göttinger Hainbundes (die Hahn, die Stolbergs, Wehrs, Miller, Boie, Hölthy und Voss) aus der literarischen und G. Chr. Lichtenberg, Schlözer und Blumenbach aus der gelehrten Welt führten den Namen der Stadt und der Universität in die Annalen der Geschichte ein.

Nach dem 7jährigen Krieg waren die Wälle der Stadt geschleift worden. Doch längst war der Name der Universität in der Welt zu solcher Bedeutung gewachsen, daß er der Stadt selbst Schutz zu bieten vermochte, als die chaotischen Jahrzehnte Napoleons über Europa dahinstürmten.



*Gauß-Weber-Denkmal*

Die Gedanken des Liberalismus setzten sich in den zwanziger und dreißiger Jahren auch in den Köpfen der Göttinger Studenten und ihrer Professoren fest. Doch ist es gewiß nicht ganz richtig, wenn man die Ereignisse des Jahres 1837 einzig und allein auf die damals in Deutschland lebendigen liberalen Gedankengänge zurückführt. Das Faktum selbst ist aus allen Geschichtsbüchern bekannt: der König hatte das Staatsgrundgesetz aufgehoben und die „Göttinger Sieben“ fühlten sich durch ihren Eid weiter daran gebunden. Die Entscheidung der Sieben war eine Entscheidung des Gewissens: „Allein das ganze Gelingen ihrer (d. h. der Gelehrten) Wirksamkeit (so heißt es in ihrer Erklärung) beruht nicht sicherer auf dem wissenschaftlichen Werthe ihrer Lehren, als auf ihrer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald sie vor der studierenden Jugend als Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, eben sobald ist der Segen ihrer Wirksamkeit dahin.“

Die Folgen der Entscheidung aus Gewissensnot von sieben ihrer besten Köpfe traf die Universität hart.

Und dennoch wurde in den Jahrzehnten nach 1837 der Grund für die ständig steigende Bedeutung der Mathematik und Naturwissenschaften in Göttingen und in der Welt gelegt. Carl Friedrich Gauß, Wilhelm Weber und Friedrich Wöhler begründete ihren Ruhm. 1886 kam der Mathematiker Felix Klein an die Gegorgia-Augusta.

Das Königreich Hannover wurde 1866 preußische Provinz. Dennoch büßte die Universität Göttingen, nunmehr eine unter 11 anderen Unversitäten, ihren Rang nicht ein. In den nächsten Jahrzehnten empfing die Universität Göttingen, nach Berlin, stets die zweithöchste Dotierung in der Reihe der preußischen Universitäten. Der Übergang in die preußische Ära wurde unter anderem durch den Umstand erleichtert, daß der erste preußische Kurator ein ehemals hannoverscher Beamter, A. v. Warnstedt, wurde. Er blieb bis zum Jahre 1888 Kurator. Ohne die Erfahrungen aus den Geschehnissen von 1837 sind die Grundsätze seiner Verwaltung gegenüber den Wissenschaften nicht denkbar: Die Absicherung der Lehrfreiheit gegenüber einer vom Staat „gewünschten Wahrheit“ war eines seiner vornehmsten Prinzipien.

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts erlebte die Universität vor allem auf den naturwissenschaftlichen Gebieten einen neuen Höhepunkt. Der Mathematiker David Hilbert, die Physiker M. Born, J. Franck und R. Pohl lehrten zu Beginn der zwanziger Jahre. Sie selbst und ihre Schüler führten

eine neue Epoche der Physik und der Menschheit herauf. Ihren äußeren Niederschlag fand die Leistung dieser Zeit in der Verleihung des Nobelpreises an 6 Mitglieder der naturwissenschaftlichen Fakultät: Otto Wallach (Chemie 1910), Richard Zsigmondy (Chemie 1925), Adolf Windaus (Chemie 1925), James Franck (Physik 1925), Max Born (Physik 1954) und Werner Heisenberg (Theoretische Physik 1932).

Der Krieg und die Nachkriegszeit schufen für die Universität eine Reihe von Problemen, die bis heute noch nicht völlig gelöst sind: Die wissenschaftlichen Disziplinen differenzierten sich ständig, die Studentenzahl wuchs und mit ihnen stieg auch der Bedarf an neuen Instituten, Hörsälen und Studentenwohnheimen. Die Universitätsbibliothek und einige andere Institute waren von Bomben getroffen und in der Nachkriegszeit blieben ohnehin viele Dinge liegen.

Die staatliche Verwaltung der Universität wie ihre akademische Selbstverwaltung bemühen sich nach Kräften und mit zunehmendem Erfolg, aus dem Dilemma herauszukommen: Am 19. 2. 1958 legte der niedersächsische Ministerpräsident Heinrich Hellwege den Grundstein für das neue juristische Seminar. Dieser Tag wurde mit einem „dies academicus“ begangen, um ihn als einen Wendepunkt in der jüngsten baulichen Entwicklung der Universität Göttingen zu kennzeichnen. Diese Entwicklung wird sich nach dem sogenannten Bojunga-Müller-Bauplan vollziehen. (Dr. Bojunga ist der frühere Kurator der Universität und jetziger Präsident der Klosterkammer Hannover. Seine Pläne setzt der heutige Kurator, Dr. Konrad Müller, mit neuen Maßgaben fort.) Nach diesem Plan wird die Universität Göttingen künftig in zwei großen Zentren in die Stadt Göttingen eingebettet sein: Das größere Gebiet im Norden der Stadt wird die Institute der philosophischen, der theologischen, der juristischen, der medizinischen, der landwirtschaftlichen und der forstlichen Fakultät aufnehmen und das kleinere im Süden Göttingens gelegene Zentrum soll der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät Raum bieten.

*Dr. K. F. Heise*

## SCHMERZ

*Wohl adelt der Schmerz —  
aber er tötet auch.  
Nicht wie im Fluge  
der Pfeil  
oder der Kugel  
jäger Schlag,*

*doch wie ein Meißel,  
der Tag für Tag  
an die Kammer des Herzens  
klingt,  
bis sie zerspringt.*

G. H.

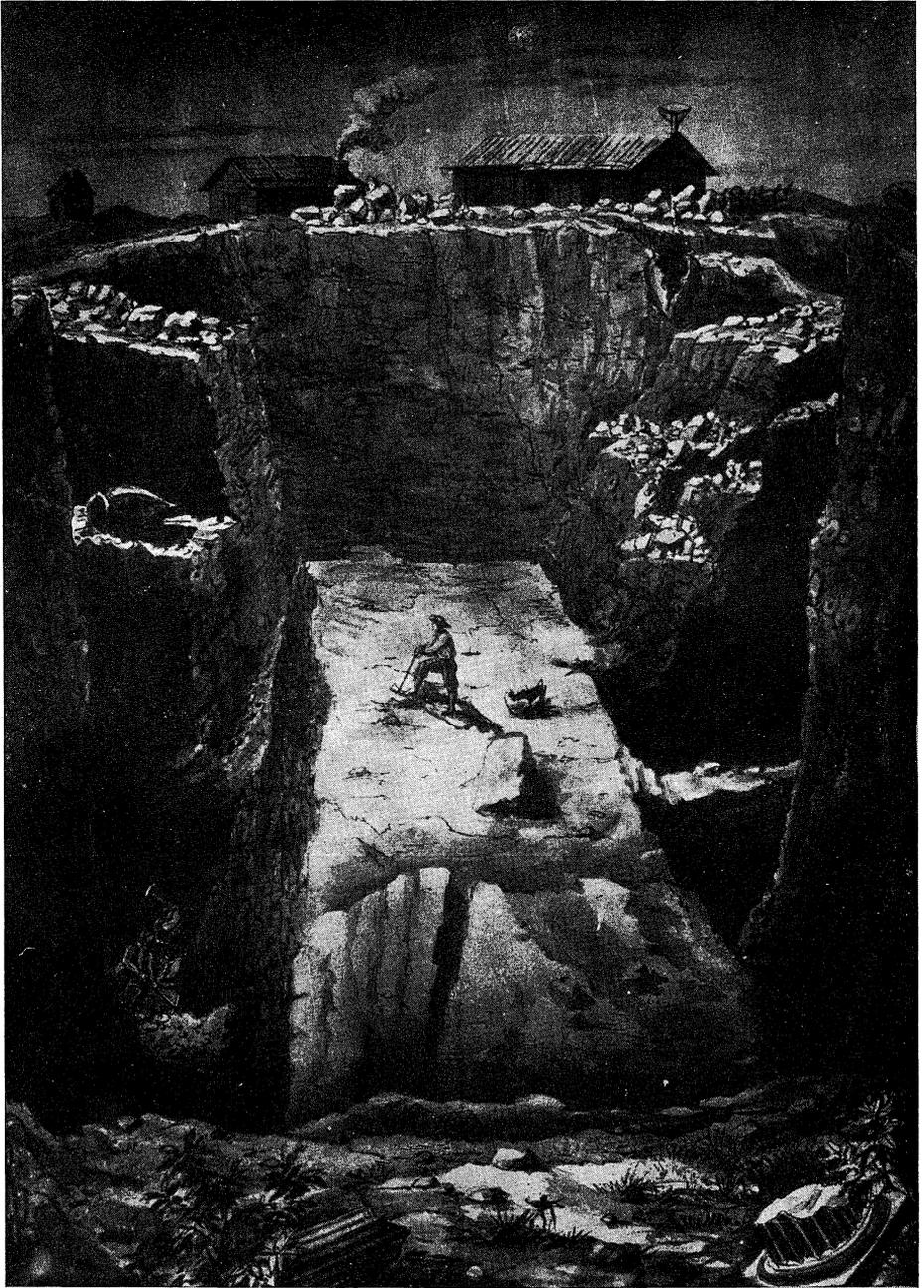
# Schliemann nach dem heutigen Stand der Wissenschaft

Von Dr. Ernst Meyer

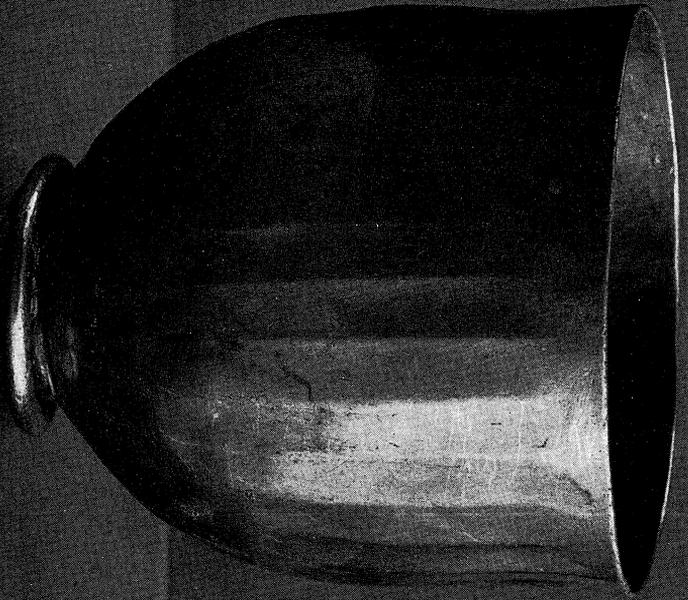
Auf den ersten Blick erscheint das vorstehende Thema einfach und daher leicht zu beantworten. Man lege einen Querschnitt durch die Altertumswissenschaft von heute, in erster Linie durch die Alte Geschichte, die Archäologie und die Vorgeschichte, orientiert nach dem Namen „Schliemann“. Ein solches Verfahren mag zur Klärung ungelöst gebliebener Probleme in der Naturwissenschaft gelten, wo Fragestellung, Untersuchungen und Forschungsergebnisse sich in kürzesten Zeitabschnitten überholen und wo vielfach das Heute schon das Gestern entwertet. Auf dem Gebiet der Geistesgeschichte aber und besonders der Lebensgeschichte von Forschern kommt man damit nicht weiter, zumal nicht bei einem Mann wie Heinrich Schliemann. Hier sind es nicht nur die noch offenen Fragen, vor deren Beantwortung er i. J. 1890 hinweggestorben ist. Bei Schliemann, dem ehemaligen Großkaufmann, der sich in den zwei Jahrzehnten seiner Ausgrabungsarbeit (1870—1890) in Troja, Mykene, Orchomenos und Tiryns vom Autodidakten zum ersten Forscher entwickelte, muß man schon weiter zurückgehen, wenn man neben der offensichtlichen Leistung auch die offen gebliebenen Probleme erkennen und andererseits das Vorgehen bei den Ausgrabungen unserer Tage verstehen will.

Das archäologische Handeln galt über die erste Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hinaus im wesentlichen den seit der Renaissance in Museen und Privatsammlungen vereinigten Kunstwerken, ihrer Pflege, Deutung und künstlerischen Zuweisung, zum andern aber auch dem Aufspüren neuer Funde in Italien und Griechenland, Ägypten und Mesopotamien. Noch heute ist die Überführung der Parthenon-Skulpturen nach England durch Lord Elgin in ihrer Beurteilung sehr zwiespältig. Es war vielfach mehr ein Wühlen nach wertvollen Einzelstücken, dessen Spuren einen heute noch an Orten wie Ephesos geradezu erschüttern. Als dann die Antikengesetze in Kleinasien und anderwärts diesem Verfahren ein Ende setzten und nach dem Mustervertrag über Olympia mit dem damals jungen Deutschen Reich alle Funde dem Gastland verbleiben mußten, trat eine mehr pflegerische Behandlung des Grabungsgeländes, die Konservierung der Bau funde und ihre Wiederherstellung an die Stelle der vormem üblichen Raubgrabungen. In diese sich um 1874 anbahnende Entwicklung, gleichzeitig mit dem Streben von E. Curtius nach Freilegung von Olympia und A. Conze auf Samothrake, stieß gleichsam von außen her Schliemann mit einer ganz neuen Einstellung über Graben und Forschen hinein. Er suchte das Troja Homers, wie wir es aus unserer Schulzeit vor Augen haben aus den griechischen Sagen der Unterstufe, der Geschichtsdarstellung in den Mittelklassen und schließlich in der Oberstufe aus dem Mühen um die Erfassung der homerischen Dichtung aus dem altgriechischen Urtext.

Seine Reise in die schon von Winckelmann und Goethe ersehnte klassische Welt führte ihn, nach mehrjährigem Studium der griechischen und ägyptischen



*Erste Grabung in Troja  
Südgraben auf dem Hügel Hissarlik (1871-1873)*



*Zwei Becher aus dem Goldschatz von Troia (um 2000 v. Chr.)*

Kunst und Kultur in Paris, erstmals 1868 nach Ithaka, der Heimat des Odysseus, nach Mykene, dem mächtigen Herrschersitz des Agamemnon, und schließlich nach des Priamos Königsburg in der Nordwestecke Kleinasiens. Sie brachte ihm aus der eigenen Schau der Landschaft und dem Vergleich mit den homerischen Schilderungen die entscheidende Erkenntnis. Seit dem in seiner „Selbstbiographie“ beschriebenen Weihnachtsgespräch des noch nicht achtjährigen Jungen mit seinem Vater trug er in sich den festen Glauben, daß es ein Troja wirklich gab und daß man die Reste seiner Mauern in der Tiefe der Erde finden müsse. Dem stand allerdings die das ganze 19. Jahrhundert beherrschende Lehrmeinung entgegen, die von F. A. Wolf über Lachmann bis zu Müllenhoff und dem deutsch-englischen Sprachforscher Max Müller-Oxford reichte. Sie sah die großen griechischen Epen wie die deutschen und altindischen lediglich als Erzeugnisse dichterischer Phantasie an. Die Einheit der Ilias und die schöpferische Gestalt des Dichters waren einer zersetzenden Homerkritik zum Opfer gefallen. Schliemann aber glaubte an den einen großen Dichter Homer. Sein Graben nach Troja war also, um es neuzeitlich auszudrücken, ein Kontrollunternehmen zum Nachprüfen des Wirklichkeitsgehaltes der Dichtung Homers .

Auch in der Frage der Stätte der sagenhaften Kämpfe um Troja hatte er seine eigene Meinung. Er suchte sie, im Gegensatz zu den meisten Gelehrten seiner Zeit, nicht auf der drei Stunden landeinwärts gelegenen Höhe von Bunarbaschi, wo schon 1864 der österreichische Konsul von Hahn bei kleineren Grabungen nur dürftige Mauerreste gefunden und bereits in  $\frac{1}{2}$  Meter Tiefe auf den gewachsenen Fels gestoßen war, sondern auf dem eiförmigen Hügel Hissarlik, der sich eine Stunde südlich des Dardanelleneingangs in 250 Meter Länge bis zu 40 m Höhe aus der sumpfigen Skamanderebene heraushob. Seine erste Grabung, zu der er im Herbst 1871 den Spaten ansetzte, galt, wie er schon bald betonte, nicht mehr dem Aufspüren von Kunstdenkmälern, sondern in völlig neuer Zielsetzung der historischen und prähistorischen Erforschung der ältesten Kulturen.

So stieß er im ungestümen Tiefendrang in den Hügel und bohrte sich durch den steinharten Schutt der Jahrtausende bis zum Urboden hin, den er in 14 m Tiefe erreichte. Viele tausend Kubikmeter Erde wurden bewegt, und noch heute gähnt aus der Tiefe wie ein Kanalbett ein Graben von über 40 m Länge und einer oberen Breite von etwa 20 m, den er von Nord nach Süd quer durch den Berg zog. Und er hat Troja gefunden! Eine mächtige Burg mit Toren und Türmen bewehrt, mit einer noch jetzt bis zu 8 m Höhe anstehenden Mauer aus Feldsteinen und darauf den Resten einer ehemals gleich hohen Mauer von luftgetrockneten Backsteinen, wie wir sie noch von der Umfassungsmauer der Fasanerie in Neustrelitz in Erinnerung haben. Dazu traten die Hunderte von Waffen und Hausgeräten aus Stein und Bronze und eine Unsumme von Topfwaren aller Art und zahllose Spinnwirtel und Scherben. Bereits Mitte Mai 1873 meldete er „Die nunmehr erlangte Gewißheit . . .“, daß es wirklich ein Troja gab, daß dieses Troja aufgedeckt ist und daß den homerischen

schen Gesängen wirkliche Tatsachen zu Grunde liegen.“ Und wenige Tage darauf schimmerte, ihm selbst unerwartet, der „Schatz des Priamos“ zwischen Mauern und Geröll entgegen, kostbares Geschmeide, formenschöne Gefäße und Becher, pfundschwer, aus hochkarätigem Gold. „Eine neue Welt für die Archäologie“ war damit ans Licht getreten. In den Jahren 1878/79, vor allem aber 1882 und 1889/90, in Zusammenarbeit mit dem in Olympia bewährten Wilhelm Dörpfeld, wurde die Schichtenfolge geklärt und noch weitere Festungs- und Hausmauern freigelegt sowie die „Heldengräber“ in der Troas untersucht.

Im Sommer 1876 begann Schliemann mit Ausgrabungen in Mykene. Sie galten der Ausräumung zweier Kuppelgräber außerhalb der Burg, vor allem aber der Untersuchung der Baureste auf der Burghöhe und der Suche nach den von Pausanias (2. Jh. n. Chr.) erwähnten Königsgräbern. Er fand ihrer fünf in der Erdauffüllung des sogenannten Gräberrunds am unteren Bergabhang. Im ganzen konnte er in ihnen fünfzehn Leichen freilegen, denen zahlreiche Idole und Vasen sowie feinziselerte Waffen aus Bronze beigegeben waren. Die Körper waren übersät mit reichem Goldschmuck, Knöpfen, Siegelringen, Gürtelspangen, Diademen und Gesichtsmasken. Dazu kamen noch Gefäße aus purem Gold. In seinem Bericht an die „Times“ gibt er das Gewicht allein eines Goldhumpens mit  $1\frac{7}{8}$  kg an. Die Akropolis wurde erst zehn Jahre später durch die Griechische Archäologische Gesellschaft untersucht und von 1922 ab durch den englischen Archäologen A. Wace gründlich durchforscht. Die überreichen Funde füllen heute die Schautische des Ehrensaals im National-Museum in Athen. Sie stammen durchweg aus dem 16. und 15. Jahrhundert v. Chr. und stehen künstlerisch über den Funden von Troja (etwa 2000 v. Chr.)

Dieses überreiche Material aus Troja und Mykene, dem bei den späteren Grabungen in Tiryns (1884/85) noch wertvolle Aufschlüsse zur antiken Baugeschichte zuwuchsen, wurde der Wissenschaft in verhältnismäßig kurzer Zeit vorgelegt. Sie hatte für Jahrzehnte damit reichlich zu tun, und mancherlei Fragen sind bis heute noch nicht abgeschlossen, wie es ja im Wesen der Forschung liegt, daß scheinbar Abgeschlossenes durch erneute Betrachtung oder neugefundenes zusätzliches Material immer wieder zur Erörterung gestellt werden muß. In seinen anfangs nicht ganz systematischen Forschungsberichten beschrieb Schliemann die Funde eingehend unter Vorlage zahlreicher Abbildungen und versuchte ihre kulturelle Zusammengehörigkeit zu klären. Besonders bemühte er sich um die Einordnung der Waffen, Geräte und Vasen nach Typen und um ihre möglichst genaue Zeitstellung.

Was damals noch für eine Narretei galt, war seine Sammlerleidenschaft für Scherben. Er erklärte schon im ersten Jahr auf Hissarlik, daß die keramischen Funde, von ihm Topfware genannt, das Füllhorn der Archäologie und gleichsam die Leitmuscheln der Chronologie seien. Durch vergleichende Betrachtung ihrer Form, der Mischung und des Brandes im Ton und der natürlichen oder künstlich aufgetragenen Farbe gelang es ihm, in Verbindung

mit der Fundtiefe eine Grundlage der Chronologie zu schaffen. Diese Scherben sah er trotz ihrer Zerbrochenheit als die beständigsten und darum zuverlässigsten Künder ihres Alters und ihrer Herkunft, ob einheimische oder eingeführte Ware, an. Schon auf seiner ersten Reise nach Griechenland (1868) war ihm aufgefallen, wie sehr der Abhang der Akropolis von Mykene mit Scherben überdeckt war, die durch die Winterregen mit der abgeschwemmten Erde von der Höhe herabgetragen worden waren. An den britischen Premierminister Gladstone, der nebenbei ein großer Homerforscher war, schrieb er noch vor den Ausgrabungen in Mykene, daß die Mauer eines Hauses oder einer Burg nie älter sein könne als die in ihren Fundamenten oder zwischen ihnen befindlichen Scherben. Noch bei seinem Besuch in den Abschlußtagen der Grabungen von Olympia (1882) hat er den Kopf geschüttelt, daß man dort bei dem sonst so sorgsamem Grabungsverfahren auf die Scherben noch kaum Wert legte und sie karrenweise in den Alpheios schüttete. Dörpfeld hat mir vor zwanzig Jahren auf Leukas erzählt, daß er die Bedeutung von Vasen und Scherben für die Chronologie und die Entwirrung der Schichten erst bei Schliemann in Troja gelernt habe. Dieser hat bei späteren Teilungen auf Hissarlik mit der Türkei wiederholt auf kleinere Funde aus Gold verzichtet, nur, um die ihm wichtigeren Scherben zu bekommen, ja, er hat sie kistenweise von dem Museum in Konstantinopel für teures Geld zurückgekauft zu gunsten der Trojanischen Sammlung in Berlin.

Eine höhere Sicherheit in der Datierung gewann diese Chronologie durch ägyptische Importstücke mykenischen Stils, die bestimmten Königen zugeteilt werden konnten. In den letzten Jahrzehnten konnte die Vasenchronologie in vergleichender Betrachtung der Ergebnisse aus Mykene, Kreta, Troja und den Kykladen, neuerdings auch der hethitischen und syrischen Ausgrabungen, eine bis auf wenige Jahrzehnte gehende Verfeinerung erreichen, nicht zuletzt durch das Zusammenwirken des deutschen Archäologen G. Karo und des jüngst verstorbenen englischen Forschers A. Wace. Heute ist sie auf allen Grabungsplätzen des Mittelmeerraumes und des nahen und mittleren Orients eine Selbstverständlichkeit geworden. Was noch über die Jahrhundertwende hinaus für eine Marotte Schliemanns gehalten wurde, ist inzwischen zu einem festen Bestandteil der Methode geworden. Ich selbst erinnere mich noch meines eigenen Staunens, als ich im Herbst 1926 bei den Neugrabungen auf Tiryns ganze Körbe mit Scherben in Bearbeitung sah, die man frisch aus dem Untergrund eines großen Rundbaus unter dem Königspalast herausgeholt hatte.

Ähnlich ging es mit den Tiefgrabungen. In seinem Enthusiasmus drang Schliemann auf Hissarlik wie ein Tiefbauunternehmer, der nach einem festen Grund sucht, hinab bis zum Urboden. Die homerische Schicht als die vermeintlich älteste hoffte er dort zu finden. Dabei wurde naturgemäß manches aus den jüngeren Schichten wenig glimpflich behandelt und zum Teil aus dem Weg geräumt. Schon im zweiten Grabungsjahr erkannte er seinen Fehler und vermied fürderhin das ungezügelte Vorgehen. Aber die zuerst ganz auf Homer

bezogene Grunderkenntnis von der Notwendigkeit der Tiefgrabungen wurde ihm sehr bald zur unumgänglich notwendigen Voraussetzung, erst recht, als ihm in dem großen Nord-südgraben Reste einer noch älteren Kultur, die in Fischgrätenmuster gesetzten Mauern der „urältesten“ Schicht, entgegentraten. Sie entsprach seiner Einstellung, aus der heraus er der geschichtlichen Entwicklung „auf den Grund gehen“ wollte. An Fiorelli, den damaligen Ausgrabungsleiter in Pompeji, an Wood in Ephesos und manch anderen Archäologen hat er diese neue Grunderkenntnis mitgeteilt — ohne Erfolg.

In Mykene mußte er an den tiefergelegenen Schachtgräbern bis zu 6 und 8 m hinuntergehen und als er im nassen Frühjahr 1884 unter dem Soros bei Marathon die Gebeine der im Jahre 490 v. Chr. gefallenen 192 Athener suchte, ging er trotz dem hervorquellenden Grundwasser bis 3 m unter das Niveau der Ebene. R. Koldewey in seinen großzügigen Grabungen in Babylon (1899—1912) wurde durch das Alluvium des Euphrat in Tiefen von 10 und mehr Metern durch die Sandschichten hinabgezwungen, bevor der Boden die imponierende Prozessionsstraße, die turmreiche Stadtmauer und die gewaltigen Unterbauten des babylonischen Turmes freigab. Als Woolley (1922 bis 1934) die Hochkultur der Sumerer im unteren Zweistromland ans Licht brachte, war es schon selbstverständlich geworden, daß er in Schliemannscher Nachfolge bis in die letzte Tiefe hinabstieß. Und Dörpfeld setzte in seinen Auseinandersetzungen mit A. Furtwängler um das Alter der Weihstätte von Olympia bereits 1906 den Spaten dort wieder an und brachte 1926 aus den Unterbauten des Heraions sichere Belege für die Baugeschichte dieses und des großen Zeustempels aus der „pelasgischen“ Urschicht herauf. Für die 1936 in Olympia wieder aufgenommene Forschung wurden die Tiefgrabungen zu einem besonderem Programmpunkt, „Tiefgrabungen in allen Teilen der Altis — Untersuchungen der vorgeschichtlichen Reste“. Im Frühjahr 1939 war es mir in Olympia ein seltsames Erlebnis, frühmorgens auf den nachtfuchten Wänden der tiefen Einschnitte in das Stadion bei schräg auftreffendem Licht zu beobachten, wie sich die verschiedenen Schichten aus der Folge der Jahrhunderte voneinander abhoben. Alles dies war eine späte Rechtfertigung der ehemals viel verlachten und heftig getadelten Methode Schliemanns. Und noch vor kurzem erst gab der Boden der hellenistisch-römischen Städte im westlichen Kleinasien, dem alten Forschungsgebiet von Humann-Conze-Wiegand, bei neuen Grabungen in Priene mit tieferer Spatenführung, eine wahrscheinlich kretische Siedlung mit starken Stadtmauern aus der Zeit um 1500 v. Chr. frei.

Noch fehlen in Troja die vorgeschichtlichen Begräbnisstätten, die „Nekropolen“. Sie haben sich weder von Schliemann noch von seinen Nachfolgern, W. Dörpfeld (1893/94) und Blegen-USA. (1932 bis 1938) finden lassen. Durch die amerikanischen Grabungen wurde das homerische Troja, das Dörpfeld in der 6. Schicht als brandzerstört festgestellt hatte, in die Schicht VIIa verwiesen, während die Zerstörung der vorhergehenden Stadt durch eine Erdbebenkatastrophe erklärt wurde. Noch ist das letzte Wort hierüber nicht gesprochen.

Andrerseits sind Typen wie der doppelhenkige Becher, der „Depas amphikypellon“ Homers, lange Zeit das Kennzeichen Trojas gewesen. Inzwischen aber hat sich derselbe Typ auch in Thessalien wie im hethitischen Anatolien (Boghazköi) nachweisen lassen. Man hat die von Schliemann gehobenen Funde aus Ton wie aus Gold und geschliffenen Steinen gern für die Forschungsarbeit entgegengenommen. Aber Jahrzehnte lang nach seinem Tode noch wurde ihm sein robustes Grabungsverfahren, die Unzulänglichkeit seiner frühesten Bücher und nicht zuletzt sein Außenseitertum vorgehalten. Man sah in ihm entsprechend seiner mangelnden Vorbildung mehr den Dilettanten als die Größe seiner Leistungen, mit denen er für alle Zeit im archäologischen Gespräch bleiben wird. Zuletzt hat sich Ceram (1958), selbst ein „Dilettant“ mit Welterfolg, temperamentvoll gegen diese diffamierende Bezeichnung Schliemanns ausgesprochen in seinem kürzlich erschienenen „Bildband Götter, Gräber und Gelehrte“.

Der nach 1930 vielgelesene, weil flott geschriebene „Roman eines Goldsuchers“ von E. Ludwig hat in seiner Grundhaltung an Schliemanns Wesen und innerstem Wollen vorbeigegriffen. Ich habe mich schon in meiner Erstausgabe von Schliemanns Briefen (1936) dagegen gewandt und konnte jetzt beim Abschluß meines zweiten Bandes „Briefwechsel“ (1958) feststellen, daß sich in dem ganzen von mir durchgearbeiteten handschriftlichen Nachlaß Schliemanns (60 000 Briefe, 18 Tagebücher) auch nicht eine Stelle gefunden hat, aus der diese Goldsuchertheorie abgeleitet werden könnte. Sie ist denn auch mittlerweile aus der populären Schliemann-Literatur, soweit sie ernst zu nehmen ist wie Ceram, Cottrell und allerjüngst Brustgi, wieder verschwunden. Wenn andererseits noch 1953 der Verfasser einer „Geschichte der Archäologie“ bedauert, daß „verhängnisvollerweise“ die Archäologie „fast zwei Menschenalter hindurch viele ihrer besten Kräfte an die Prähistorie verschwendet“ habe, so ist dies ein kunstarchäologischer Anachronismus. Er hat wohl die verständnisvolle Förderung Schliemanns durch Männer wie A. Conze, R. Schöne u. a. ganz vergessen.

P. Goessler hat in einem Doppelaufsatz der Zeitschrift „Universitas“ und in seiner Dörpfeld-Biographie (1951) darauf hingewiesen, daß mit dem Erscheinen meiner obengenannten Erstausgabe von Schliemanns Briefen (1936) eine deutliche Wendung in dem Urteil der Wissenschaft über Schliemann eingetreten sei. Nach dem Erscheinen des nächsten Briefwechselbandes (1958) wird man sich mit Schliemanns Einstellung zu Homer, seiner romantischen Grundhaltung und mit der Bedeutung der klassischen wie auch der mecklenburgischen Sagen für sein Denken erneut beschäftigen müssen, ebenso mit der Nachwirkung seiner eigenartigen Sprachenerlernung; nicht vergessen darf man dann auch, daß er auf seinen wiederholten Reisen durch Amerika sich eingehend mit der „Sklavenemanzipation“ beschäftigt und für die Lösung der heute besonders brennenden „Negerfrage“ eingetreten ist.

Zum Schluß wenden wir uns noch einmal nach Mykene zurück. Bei der Wiederherstellung eines eingestürzten Kuppelgrabes, etwa 90 m westlich der

Burg, trat 1952 ein zweites Gräberfeld zutage, das in Form und Größe dem von Schliemann ausgegrabenen entspricht. Auch hier zeigte sich im Lauf der jahrelangen Grabung eine reiche Ausbeute an Vasen, Waffen und Gold, darunter auch eine Gesichtsmaske. Anlage und Beigaben deuten auf das 17. Jahrhundert v. Chr. Vielerlei Fragen sind damit erneut aufgeworfen worden. Und noch ein zweites: Der Ausgräber des Königspalastes von Knossos auf Kreta, A. Evans, hatte um die Jahrhundertwende zahlreiche, bis dahin nicht lesbare Tontäfelchen mit Inschriften der sogenannten Linearschrift A und B gefunden. Fast gleichzeitig (1952) haben Blegen und Marinatos in Pylos und Wace in der Unterstadt von Mykene zusammen etwa 1200 Tontäfelchen in Linear B-Schrift gefunden. Ihre Entzifferung ist den jungen englischen Forschern Ventris und Chadwick gelungen und brachte eine große Überraschung: Diese für kretisch gehaltene Tontäfelchen enthalten überwiegend kaufmännische Texte in altgriechischer Sprache aus dem 14. und 13. Jahrhundert v. Chr. Schliemann hat sich seit seinen Ausgrabungen in Mykene, angeregt von schriftähnlichen Zeichen auf Scherben und Spinnwirteln, viele Gedanken gemacht über den Schriftgebrauch im östlichen Mittelmeerraum in prähistorischer Zeit und dabei immer wieder auf das „kyprische Syllabarium“ (Silbenschrift) hingewiesen. Wichtig in unserem Zusammenhang ist die Gesinnung der Übersetzer. Im Gefühl geistiger Verbundenheit widmen sie ihre Veröffentlichung (Herbst 1956) „Dem Gedenken an Heinrich Schliemann, den Vater der mykenischen Archäologie“. Sie zitieren aus seiner „Selbstbiographie“ das Bekenntnis: „Ich hatte immer sehnlichst gewünscht, Griechisch lernen zu können ... besonders den Homer verstehen zu können, den ich mit größter Begeisterung immer und immer wieder las.“ —

Wir sehen, Schliemann lebt weiter in seinem Werk, und sein Werk lebt aus Homer.

### *Eigene Literatur zu Schliemann*

(Auszug)

#### a) Buchveröffentlichungen:

- 1) Zwei „Nachworte“ zu Schliemann „Selbstbiographie“, Ausgabe für die Mecklenburgische Gesellschaft“. Leipzig 1930/31.
- 2) „Briefe von Heinrich Schliemann“. Geleitwort von Wilhelm Dörpfeld. Berlin/Leipzig 1936. Verlag W. de Gruyter & Co.
- 3) Schliemann „Selbstbiographie“. 2. bis 8. Aufl. 1936/1955. Mit Nachwort herausgegeben. Verlag F. A. Brockhaus.
- 4) Schliemann „Briefwechsel“ I. Berlin 1953, Verlag Mann.
- 5) „Rudolf Virchow“ (Biographie), über Schliemann S. 119—148. Wiesbaden 1956, Limes-Verlag.
- 6) Schliemann „Briefwechsel“ II. Berlin 1958, Verlag Mann.

b) Aufsätze in Zeitschriften:

- 1) „Der ‚Professor‘ Andreß“. Meckl.-Strel. Heimatblätter 4, 1928, 49f.
- 2) „Die Ausgrabungen von Heinrich Schliemann“. Quellen der Heimat. 1929. Reihe C, Heft 4, 14f.
- 3) „Schliemanns Besuch in Ankershagen 1883“. Meckl. Monatshefte 7, 1931, 41—44.
- 4) „Schliemann und seine Heimat“. Meckl. Monatsh. 10, 1934, 210—214.
- 5) „Wie ich Schliemann sehe“. Meckl. Monatsh. 12, 1936, 24f.
- 6) „Heinrich Schliemann“. Westermanns Monatshefte 81, 1936, 274—276. 282f.
- 7) „Schliemann der Auslandsdeutsche“. Meckl. Monatshefte 14, 1938, 455—459.
- 8) „Schliemanns Nachlaß“. Das Gymnasium, 49, 1939, 188. 214.
- 9) „Heinrich Schliemann“. Die Antike 16, 1939, 81—97.
- 10) „Der Forscher Heinrich Schliemann“. Bericht „VI. Internat. Archäol.-Kongreß Berlin 1939“. Berlin 1940, 189—197.
- 11) „Schliemann-Forschung“. Hellas-Jahrbuch 1940. 50—55.
- 12) „Heinrich Schliemann“. Zum 50. Todestag. Neue Jahrbücher 1941, 3—11.
- 13) „Heinrich Schliemann, Forscher und Mensch“. Heute und Morgen 1947, 275—283.
- 14) „Die Schliemann-Forschung“. Forschungen und Fortschritte 26, 1950, 241—244.
- 15) „Heinrich Schliemann, Leben und Werk“. Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft. 23, 1954, 177—198.
- 16) „Virchows Anteil an Schliemanns Werk“. ebd. 24, 1955, 150—164.
- 17) „Schliemanns ägyptisches Reisetagebuch“. Charisteria, Festschrift des Landgraf-Ludwig-Gymnasiums Gießen. 1955. 153—169.
- 18) „Schliemann und Virchow“. Gymnasium 62, 1955, 435—454.
- 19) „Wilhelm Dörpfeld, Mensch und Werk“. W.-Dörpf.-Stiftung 1955, 21—38.

---

## PAUL WEIGLIN †

Mit Paul Weiglin ist wieder einer der alten Getreuen dahingegangen. Unsere Caroliner Zeitung beklagt den Verlust eines geschätzten Mitarbeiters, aus dessen Feder wir noch manchen wertvollen Beitrag erhoffen durften. Ich verweise auf den Artikel „Dank an Onkel“ in Nr. 19/20 der C. Z. Sein klarer, ungekünstelter Stil sprach die Leser ebenso an, wie sich sein gütiges, schlichtes Wesen die Herzen aller derer gewann, die ihn seinen Freund nennen durften. So bescheiden und zurückhaltend er auch schon als Schüler war, so erlangte er doch mit einem Schlage eine Art von Berühmtheit nicht nur unter uns Schülern, sondern auch in der Presse und der Öffentlichkeit. Wie er den Kapuziner in Wallensteins Lager bei der Schüleraufführung im Winter 1902 im alten Schützenhaus spielte! Es war einfach hinreißend; kein Schauspieler hätte es besser gemacht. So lautete das einmütige Urteil der Presse, während

sie unsere mehr oder weniger guten deklamatorischen Leistungen mit dem nachsichtigen Lob der *laudanda voluntas* bedachte. Seitdem verband Paul Weiglin mit seinem Deutschlehrer Theodor Becker eine geistig-seelische Freundschaft, die wohl auf der Ähnlichkeit ihres Wesens beruhte, das mehr sein als scheinen wollte. In seinen Adern steckte Künstlerblut. Seine Mutter spielte Mütterrollen an unserem Großherzoglichen Hoftheater, das damals seine Glanzzeit hatte, sein Vater war dort Konzertmeister und wirkte eine Reihe von Jahren in Bayreuth als Geiger mit bei den Festspielen unter Cosima und Siegfried Wagner.

Paul Weiglin wurde Journalist und war viele Jahre lang Herausgeber der *Velhagen u. Clasingen* Monatshefte. Es war ein eigenartiges Zusammenreffen, daß fast zur gleichen Zeit zwei ehemalige Caroliner die beiden angesehensten deutschen Zeitschriften herausgaben: Dr. Paul Weiglin die *Velhagen u. Clasingen*, Dr. Friedrich Düsel die *Westermannschen* Monatshefte.

Viele Jahrzehnte lang — bis zum Zusammenbruch — blieb die Reichshauptstadt Berlin die Stätte für Weiglins Wirken und Schaffen. Dem Geist Berlins und der Berliner nachzuspüren und ihn für die Nachwelt lebendig zu erhalten, das gesellschaftliche und künstlerische Leben Berlins darzustellen, war sein Hauptanliegen. Schon vor Jahren erschien sein prachtvolles Werk über den Berliner Biedermeier, das mit seiner glänzenden Ausstattung geradezu Aufsehen erregte und allgemeine Anerkennung fand. Nach dem 2. Weltkrieg erschien sein „*Bilderbuch von Alt-Berlin*“ (Verlag A. Nauck & Co., Berlin), ein köstliches Buch, in dem der Alt-Berliner Humor so recht zur Geltung kommt. Ein 2. Band, der die Wilhelminische Ära behandelt, ist 1954 herausgekommen. In einer mir vorliegenden Kritik wird Weiglin als der beste Kenner der Berliner Kulturgeschichte bezeichnet.

Im Winter 1953/54, kurz vor meiner Übersiedlung in den Westen; hatte Max Rütz Paul Weiglin und mich zu einem kleinen Carolinertreffen in sein gastliches Haus geladen. Es war ein Wiedersehen nach fast 50 Jahren! Ein edler Tropfen, den uns Max Rütz kredenzte, sorgte dafür, daß wir nach anfänglichem Gerührtsein bald die *aequa mens* wiederfanden. An diesem Abend war er wieder ganz „der Kapuziner“. — *Requiescat in pace!*

*Köhler*

#### *Aus dem Dankschreiben der Hinterbliebenen:*

Die zahlreichen Beileidsbriefe aus seinem großen Freundes- und Bekanntenkreis würdigen den Verstorbenen als einen seltenen, wertvollen Menschen voller Güte und Humor, von unbeugsamer Wahrheitsliebe, von umfassendem Wissen und von echtem, schöpferischem Künstlertum, von einer trotz aller Widrigkeiten ungebrochenen Schaffenskraft und vor allem von einem unerschütterlichen Glauben, einer tiefen Frömmigkeit.

## Die Heimat in lichten Bildern der Vergangenheit

Ein sonniger Ferientag. Wir verlassen den alten wundervollen Schloßpark in Hohenzieritz, wandern vorüber am schlichten, vornehmen Schloß, am Luisentempel, an der alten, mit dorischen Säulen geschmückten Schmiede und stehen am Ende der Dorfstraße auf einem Hügel, von wo sich eine weite, anmutige Flur unseren Augen darbietet: unten im Tal Prillwitz mit Schloß und Kirche, die Lieps mit Nonnenhof, die Höhen rings mit Wäldern und Baumgruppen, in der Ferne die roten Dächer von Usadel und zu unseren Füßen weite Kornfelder und Wiesen, Weiden mit Kühen und Schafen: Aus dem Korn leuchten Kornblumen und roter Mohn hervor. Im Herzen singt es: „Es wogt das Korn im Sonnenbrand, — darüber die Glocken schallen, — Sei mir gegrüßt, mein Heimatland, mein liebstes Land von allen.“

Die Heimat ist eingebettet in Wälder von dunklen Kiefern und Fichten, leuchtend grünen Buchen und silberhellen Birken; im feuchten Grunde stehen Erlen und Eschen. Im Walde spielten wir unsere Knaben- und Turnspiele. Durch den Busch wanderten wir und entdeckten die Walddörfer: Thurow, Zinow, Zechow, Wanzka und andere. Im Wildpark beim Schweizerhaus ließ mich der Wildmeister die Bache mit ihren Frischlingen auf ihrem Lauf zur Futterstelle beobachten; und an einer Schneise bei Zechow sah ich das größte Rudel Hirsche in meinem Leben. Mit dem Förster Kumm in Zwenzow trabte ich über den Jägerstieg hinter Füchs und Hasen her. — Wir wußten, wo die schönsten Beeren reiften und die besten Pilze standen. Wir liebten den Wald und freuten uns, wenn der Sonnenschein auf Moos und Farnen leuchtete:

„Das macht das dunkelgrüne Laub, daß der Wald so schattig ist;  
das macht die liebe Maienzeit, daß rot das Röslein ist.“ — —

Mit meinem Freunde August Rust (†) bin ich öfter um den Zierker See gewandert. Der schöne Fernblick von der Marienhöhe und von der Kuhbrücke auf See und Ufer, von Prälank und vom Teehaus bei Torwitz auf Schloß und Stadtkirchturm sind mir unvergessen geblieben. — An den Havelseen von Userin bis Wesenberg haben wir uns herumgetrieben, und auf der Havelbrücke bei Kakeldütt waren wir überrascht von der Schönheit der Flußlandschaft. — An einem freundlichen Nachmittag wanderten wir die einzig schöne, von hohen Baumbeständen eingefasste, hügelige Weisdiner Chaussee entlang, vorüber an dem tiefen Glambecker und dem sagenhaften Krebssee. Vor dem Dorf bogen wir auf einem Seitenpfade zum Langen See und fanden an dessen jenseitigem Ufer eine gute Raststätte. Über das leise glucksende Wasser zeichnete die untergehende Sonne eine goldene Straße zu unserem Ufer. Vom Buntspecht im Busch hörten wir sein trommelndes, unverdrossenes Hämmern, der Pirol schmetterte sein „Vogel Bülow“ durch die Wipfel, und am Himmel über dem See zog eine Weihe ihre stillen, weiten Kreise. Und auf der Chaussee ging eine kleine Schar junger Mädchen heimwärts und sang den lieben alten Vesperchor, bis das „Jubilat“ im Wald verklang.

Der Blick von der Schloßterrasse über den Springbrunnen mit hoch aufsprühendem Strahl, über die Dioskuren, Säulen und Bildstöcke, auf Tempel

und See; die Alleen zur Seite dieses Ausblicks, an der Orangerie und am See mit ihren weißen Bänken locken zum Ausruhen und zum Träumen. Der Weg vorüber an dem Hügel mit der Gedächtnishalle läßt uns an das Schicksal der einst von allen geliebten Königin Luise denken: dies alles ist der Schloßgarten! — Vorüber am alten, erinnerungsreichen Hoftheater und an der Hofgärtnerei mit dem vollblühenden Rosarium, das Borkenhäuschen, die gepflegten Rasenflächen und Fußwege, die Gruppen von seltenen Bäumen, Sträuchern und Pflanzen, die von uns geschätzten Walnuß- und Kirschenalleen: dies ist die Schloßkoppel! — Das kunstvolle Hirschentor, der Birkenhohlweg, die Höhe mit dem Stadtblick, die Wildmeisterei, die zutraulichen Damhirsche, die Schwanenteiche, die ungeheure Esche im Bruch, der Blick in die Felder bis zur Bürgerhorst, aus der wir unsere Oschen und Maiglöckchen sowie den Mörsch beziehen: das ist der Tiergarten!

„Rings Blumen nur und Triebe — Und Halme segenschwer:  
Dir ist's, als zöge die Liebe — des Weges nebenher.“ — —

„Die Residenzstadt liegt zwischen dem Glambecker und dem Zierker See in anmutiger, hügeliger und waldreicher Gegend“, — so stand in einem Anhang zum alten Schullesebuch. — Pfingsten ist's, und die Mittagssonne scheint über den großen Marktplatz mit dem schönen Rundteil, in dem blauer Flieder, Goldregen und Rotdorn nacheinander blühen, die Springbrunnen ihre glitzernden Strahlen in die Luft sprühen und in dessen Mitte der bronzene Landesvater vom Granitsockel herab seine segnende Hand ausstreckt. — Horch! Aus der Strelitzer Straße kommt mit Trommelwirbel und Pfeiffenton die Wachparade! An der Spitze der Tambourmajor mit seinem Stock als Führer der Tambours und Hornisten, der Schellenbaumträger, der Musikdirektor Burald mit dem Hoboistenkorps und der Herre Leutnant mit seinen Grenadiern. Der Tambourstab hebt sich, und der Torgauer Marsch rauscht im Takt über Marktplatz, Fenster, weiße und rote Haarbüsche und das freudig mitmarschierende Volk der bemützten Schüler und bezopften höheren Töchter. Zwischen Apotheke und Konditorei verschwindet der lebenswürdige Spuk, und —

„noch in der Ferne tönt es schwach, — ganz leise bum - bum - tsching;  
Zog da ein bunter Schmetterling — tschingsching-bum um die Ecke?“ — —

Vör föftig Johr, as ick noch in Hamburg mien Hüsung har, kem mien oll Fründ Korl Musch eenmal bi mi to Besök ut Wien; hee stammte ut de Glambecker Straat, unn wi hemm uns bannig öwer dat Werrersehn freut. Nich lang, dor seeten wi achtern Rotspohn unn vertellten von uns' Heimat, unn dor kem denn allerhand to Dag: von den' Kaptehn von dee Schüttengill unn sien' Tambour, dee von dat Börgerwecken bi't Königscheeten all morgens blau wier, — von Distriktshusor'n unn Fotschandarn'n — von Gottlieb Stapel as Trompeter von Säckingen, — von Fleuten Baumast unn Thete Grimm, — von Fidschi Fuhl, Schimmel Barkow unn Mudder Fernandsch, — von Zirkus Malmström un dat Kasper-Theater unn noch allerhand Lüd'. Je, as wi dunnn bi dee Landwirtschaft begäng' wiern, meint Korl, dat beste dorvon wiern für den Niestrelitzer dee groten Tüften unn all dee Sorten dorvon: Pöll-

tüften, Solt-, Brat- und Schultentüften, Bräk- und Supptüften, Tüftenkoken unnn Schwienstüften. — Unn as he Afschied nehm, säd hei noch: dee schönsten Würd in dee dütsche Sprak wier'n „Vadding, Mudding, GröBing, Liening, Miening, Hanning, unnn mien Jünging.“ Hee güng weg, unnn ick hew em nich werrer sehen. — —

Pfingsten in der Schloßkirche. Die Predigt ist beendet. Mit Gebet und Amen schließt sie der alte Hofprediger Ohl. In die andächtige Stille der kleinen Gemeinde schwingt sich vom Chor vor der Orgelbank der Psalm „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft“ — unter der Stabführung des verehrten alten Kantors Mus.-Dir. Daniel Zander. Dann klingt leise in die Melodie das Orgelspiel zum Schlußgesang der Gemeinde. — Auf der Nebenempore sitzt der alte Medizinalrat und lauscht aufmerksam dem Lied. Am Schluß des Gottesdienstes trägt er es gewiß in seinem Herzen als Trost zu seinen Kranken und vielleicht als Tagesspruch in sein schönes Heim. A. Stecher.

---

## MECKLENBURGISCHE LANDSCHAFT

Viel Helle ist im Land. Die ferne Straße  
Gleißt von dem Hügel in den Wiesengrund,  
Wo steinern Brückenjoch gefügte Maße  
Sanft hindrängt in das leichtgewölbte Rund.

Zwei Pappeln, spitz und ragend, zittern leise  
Im Sommerwind. Und drunten rauscht der Bach.  
Ein Bussard zieht im Blauen seine Kreise.  
Im Laube werden Vogelstimmen wach.

Die Straße steigt zum nächsten Hügel, windet  
Sich um den kleinen Friedhof und entschwindet,  
Noch einmal steigend, erst am Wälderrand.

Im Grunde aber, wo der Bach sich weitet  
Und Licht und Flimmern über Ähren gleitet,  
Da liegt das Dorf. Viel Helle ist im Land.

*Fritz Hagemann (1958)*

## Hindenburgs Besuch in Neustrelitz

Von Staatsminister a. D. Dr. R. H u s t a e d t

Als im April 1925 der erste Reichspräsident Ebert verstorben war, wußte zunächst niemand, wer wohl der Nachfolger sein würde. Die verschiedensten Parteihäupter wurden in Vorschlag gebracht, und es war für viele eine Erlösung, als es hieß, daß der alte, nach dem Tode seiner Frau ruhig und zurückgezogen in Hannover lebende Hindenburg trotz seiner hohen Jahre auf fortgesetztes Bitten und Zureden seiner Freunde sich schließlich bereit erklärte, als Kandidat für das Amt des Reichspräsidenten aufzutreten. Jetzt wußte jeder, daß hier einmal die Partei bei vielen ausgeschaltet wurde und daß Hindenburg als die vertrauenswürdigste Persönlichkeit im deutschen Volke, ähnlich wie der alte Marschall Mac-Mahon in Frankreich nach 1870, zum Präsidenten der Republik gewählt werden würde. — Und so kam es auch.

So manche sozialdemokratischen Arbeiter, die alte Frontsoldaten waren, erzählten mir, daß sie diesmal nicht ihrer Partei hätten folgen können, sondern daß sie es als ihre Pflicht angesehen hätten, ihren alten, verehrten Generalfeldmarschall Hindenburg zu wählen. So zog Hindenburg ruhig und besonnen im Alter von 77 Jahren in das alte, in der Wilhelmstraße gelegene Palais ein mit der Bedingung, seinen einzigen Sohn als seinen Adjutanten bei sich zu sehen; auch hielt er den Staatssekretär Meißner, der schon unter Ebert Chef der Reichskanzlei gewesen war, in seiner Stellung.

Als Hindenburg Vorwürfe gemacht wurden, wie er nur einen Mann wie Meißner, der schon dem Sozialdemokraten Ebert gedient habe, in seiner Stellung belassen könne, meinte er nur als alter Offizier: „Wenn Sie eine Kompanie neu übernehmen, werden Sie auch nicht ihren altgedienten Feldwebel, der die Kompanie genau kennt, woanders hinsetzen.“

Bald nach der Wahl konnte ich der feierlichen Reichstagssitzung beiwohnen, in der Hindenburg als Reichspräsident den Eid auf die Republik und deren Banner ableistete. Hierbei sah ich den großen Mann zum ersten Mal. Ich ahnte nicht, daß ein glückliches Schicksal mir gewähren sollte, später bei wiederholten Gelegenheiten mit Hindenburg in nähere Berührung zu kommen.

Im September 1925 erschien Hindenburg anlässlich der Herbstmanöver der Reichswehr zum ersten Mal im Strelitzer Land. Ihm wurden in Neubrandenburg große Ovationen in Gestalt eines riesigen Fackelzuges dargebracht, und Hindenburg versprach damals meinem Kollegen Schwabe, der mich während einer Herbstreise vertrat, im nächsten Sommer der Regierung seinen Besuch zu machen.

Im Frühling 1926 ergab eine Anfrage in Berlin, daß Hindenburg sein Versprechen nicht vergessen hatte, und es wurde alsbald der 12. Juni für den

Regierungsbesuch in Aussicht genommen. Diese Ankündigung erregte in der Bevölkerung allgemein die größte Freude.

Jetzt galt es, die vielfachen Vorbereitungen für den würdigen Empfang des Reichsoberhauptes zu treffen. Ministerialrat Siegert wurde beauftragt, das Programm auszuarbeiten und alles so vorzubereiten, daß an dem Tag des Besuches alles wie ein Uhrwerk abrollte. In dem gedruckten Programm war denn auch jede Einzelheit genau vorgesehen, der Empfang auf dem Bahnhof, die Spalierbildung, die Empfänge und Vorstellungen auf dem Schloß, das Festessen, die Fahrt nach Hohenzieritz, Kaffeetafel im kleinsten Kreise, Vorbeimarsch des Festzuges, Abendimbiß und Fahrt zum Bahnhof.

Vor allem kam es mir darauf an, Hindenburg, dem steten Ermahner zur Einigkeit im deutschen Volke, zu zeigen, daß in Mecklenburg-Strelitz alle Volkskreise und politischen Organisationen sich einträchtig an seinem Empfang und an dem Festzug zu seinen Ehren beteiligten. Das war nicht so einfach! Genau vorbereitet wurden auch die offiziellen Reden beim Festessen. — Eine telefonische Anfrage bei der Reichskanzlei ergab, daß der alte Herr ein ordentliches Festessen durchaus zu würdigen wisse. So wurden jetzt Traiteure von Borchard, Berlin, herangeholt, und die besten Weine aus dem Schloßkeller, die der Staat bei der Auseinandersetzung mit der Großherzoglichen Familie zu einem Teil übernommen hatte, wurden bereitgestellt.

Bald kam der 12. Juni 1926 heran, der Tag, den ich seitdem stets als den Glückstag und Höhepunkt meines Lebens betrachtet habe. — Die Stadt Neustrelitz hatte ihr schönstes Festgewand angelegt, und alle Einwohner hatten darin gewetteifert, ihre Häuser und Wohnungen auf das schönste auszumücken. Eine besondere Ehrenpforte war an dem Ausgang der Strelitzer Straße zum Marktplatz errichtet, und überall sah man die Mecklenburger Landesfarben Blau-Gelb-Rot, die alten ohne weiteres zugelassenen Reichsfarben Schwarz-Weiß-Rot und die oft so herabgesetzten Farben der Republik Schwarz-Rot-Gold, auf die Hindenburg kurz zuvor seinen Eid als Reichspräsident abgeleistet hatte. Voller Erwartung sah alles dem Hindenburg-Tag entgegen; allein die Vorfreude wurde etwas gedämpft durch den fortgesetzten Regen am Tage zuvor, der die schlechtesten Wetteraussichten für den folgenden Tag verhieß. Doch der Himmel hatte ein Einsehen: aus dem früher so gepriesenen Hohenzollernwetter wurde ein Hindenburg-Wetter, die Sonne strahlte schon am frühen Morgen aus wolkenlosem Himmel und kündigte einen herrlichen Tag im schönen Rosenmonat an. Die Stadt wimmelte bald von den mit Extrazügen aus allen Richtungen herbeigeeilten Fremden, die auf 30 000 geschätzt wurden.

Kurz vor 10 Uhr fuhr ich in dem vorgeschriebenen Gehrock und Zylinder in dem offenen, leichten Viktoria-Wagen, der von den beiden besten Rappen aus dem früheren Großherzoglichen Marstall gezogen wurde, zum Bahnhof, durch die Straßen, wo die Spalierbildung bereits durchgeführt war und alles gespannt auf den Einzug des Reichspräsidenten wartete.

Pünktlich auf die Minute lief der D-Zug ein und Hindenburg, sein Sohn Major Hindenburg, Ministerialrat Doehle von der Reichskanzlei und unser Gesandter, Exzellenz Boden, entstiegen dem Salonwagen. Nach den Berichten in der Presse soll Hindenburg mit großer Elastizität ausgestiegen sein und einen überaus frischen Eindruck gemacht haben. Tatsächlich merkte man ihm doch sehr sein Alter an. Er stieg ganz langsam und bedächtig aus, hielt sich aber kerzengerade und mußte jeden durch seine mächtige, breitschultrige Gestalt an Bismarck erinnern. Ich trat vor und dankte im Namen der Landesregierung für die Ehre seines Besuches, worauf Hindenburg ebenso kurz seine Freude darüber zum Ausdruck gab, daß er heute sein Versprechen vom vorigen Jahre erfüllen könne. Dann begann die übliche allgemeine Vorstellung der Erschienenen (außer dem Befehlshaber des Wehrkreiskommandos, General von Tschischwitz, einige Spitzen der Behörden, sowie der Chef der Staatspolizei, Major von Platen, Ministerialrat Siegert und die Tochter des Kollegen Schwabe, die zum Empfang ein kleines Gedicht aufsagte). Darauf verließen wir durch eine kleine Pforte an der Seite den Bahnhof, Hindenburg wurde von mir zu dem bereitstehenden Viktoria-Wagen geleitet und unter den Klängen des Deutschlandliedes begann die Fahrt durch die Stadt. — Vor dem Einsteigen bewundert Hindenburg als alter Offizier und Pferdekennner die beiden Rappen und meinte, wir schienen hier noch gute alte Mecklenburger Zucht zu haben. Tatsächlich waren die beiden Rappen an dem Tag besonders herausgemustert, standen in stolzer Haltung da und schienen zu wissen, daß es eine besondere Ehre für sie sei, den Wagen des Reichspräsidenten zu ziehen.

Der auf dem Bock thronende Kutscher Benzin, der das Fuhrwerk lenkte und der alte, mit verschränkten Armen in vorgeschriebener Haltung dasitzende Futtermeister Genrich fühlten sich augenscheinlich als Mittelpunkt des Empfanges und erzählten noch jahrelang von ihren Erlebnissen bei dem Einzug. Jetzt wurde die Fahrt im langsamen Trab durch die Marien-Strelitzer- und Schloßstraße zum Schloß angetreten. Sicherheitsmaßnahmen waren nur in geringem Maße getroffen, da Hindenburg, der sich im deutschen Volk sicher geborgen wußte, das nicht liebte. Immerhin ließen wir ein Polizeiauto, in dem sich der Chef der Staatspolizei befand, voranfahren, dann folgten vor und hinter unserem Wagen je vier Berittene der Staatspolizei und gaben damit gleichzeitig dem Einzug etwas mehr Relief. Am Hindenburgplatz wies ich Hindenburg auf die zu seinem 70. Geburtstag gepflanzte Hindenburgreihe, die sich gut entwickelt hatte, hin, und wir fuhren dann in die Strelitzer Straße hinein. Überall zeigte sich die größte Begeisterung in den Straßen, endlose jubelnde Rufe setzten ein, alles rief „Hoch, Hurra, oder Heil Hindenburg“ und die Kinder winkten ihm zu. Hindenburg grüßte ruhig und gemächlich mit freundlichem Lächeln nach allen Seiten.

Als wir an der alten Infanteriekaserne der 89er vorbeifuhren, sprach Hindenburg sein Bedauern aus, daß der Stadt Neustrelitz das Militär genommen sei, rechnete mir vor, welche Vorteile sich für die Stadt ergeben würden,

wenn in Neustrelitz wieder ein Bataillon einziehen würde und erklärte, daß er sich bemühen werde, hier wieder eine Garnison zu schaffen. Am Markt unter der Ehrenpforte begrüßte der Bürgermeister Heipertz Hindenburg mit einem kurzen Wort. Seiner kleinen hinter ihm stehenden Tochter schien aber die Ansprache ihres Vaters noch zu lange zu dauern. Sie gab ihm einen heftigen Knuff von hinten, worüber Hindenburg sich sehr amüsierte und sagte dann ein kleines plattdeutsches Gedicht von Max Goetze auf. — Im Schloßhof angelangt, erstattete Major der Landwehr, Kulturrat Wegener, die dienstliche Meldung, daß 135 Veteranen aus den Feldzügen von 1848, 66 und 70 zum Appell angetreten seien, und es wurde die Front abgeschritten. Danach sprach Hindenburg die ältesten Veteranen an, unter anderen den alten Holzhändler Lindow und den Rangiermeister Köpke, welcher als Dragoner zur Stabswehr bei der Kaiserproklamation im Spiegelsaal von Versailles gehört hatte. — Die meisten Veteranen, besonders der alte Polizeirat Michael, der in seiner Uniform mit dem Eisernen Kreuz geschmückt dastand, konnten vor Aufregung, als Hindenburg vor ihnen stand, kaum antworten und weinten vor Freude. Auch ein alter Arbeiter meines Vaters, Bening aus Mirow, der die Feldzüge von 1866 und 1864 mitgemacht hatte, wurde von Hindenburg einer Ansprache gewürdigt. — Schließlich meinte Hindenburg, er könne nicht jeden der lieben, alten Kameraden ansprechen, aber er wolle doch allen die Hand drücken. — Danach wurden die alten Generäle und sonstigen höheren Offiziere, welche unter dem Schloßportal aufgestellt waren, einzeln vorgestellt und von Hindenburg ins Gespräch gezogen. Hindenburg kannte nur einen von ihnen persönlich, den Generalleutnant a. D. Koch.

Jetzt ging auf dem Dach des Schlosses die Standarte des Reichspräsidenten in die Höhe und wir betraten das Schloß durch das mittlere Portal, wo uns Kollege Schwabe empfing und uns in das sog. Gartenzimmer geleitete, wo der Landtagspräsident Gundlach, die Vorsitzenden der drei Landtagsfraktionen, u. a. auch der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei, Bartosch, und die Spitzen der Behörden vorgestellt wurden.

Darauf geleitete ich Hindenburg in die für ihn zur Verfügung gestellten Gemächer, die sog. Königszimmer neben dem Gartenzimmer, wo sein Kammerdiener, den er mitgebracht hatte, bereits alles für den alten Herrn hergerichtet hatte.

Pünktlich 11.30 Uhr erschien Hindenburg mit seinem Sohn wieder im Gartenzimmer. Nach Gruppen geordnet wurden von Schwabe und mir über 100 Personen vorgestellt. Von den Landwirten interessierten den Reichspräsidenten besonders die beiden Landtagsabgeordneten und Hauswirte Renzow aus Rodenberg und Burmeister aus Kleinfeld im Land Ratzeburg, deren Väter und Vorväter schon an 500 Jahre als von jeher freie Bauern auf eigener Scholle gesessen haben. Als der frühere Domänenpächter Hampe, Badresch, ein alter Veteran von den 89ern, Hindenburg vorgestellt wird, redet dieser in seiner Benommenheit Hindenburg mit Kgl. Hoheit an und wies dar-

auf hin, daß er schon 84 Jahre alt sei. Hindenburg, der die Kgl. Hoheit ruhig über sich ergehen läßt, erwiderte nur: „Dafür haben Sie sich aber recht gut gehalten!“

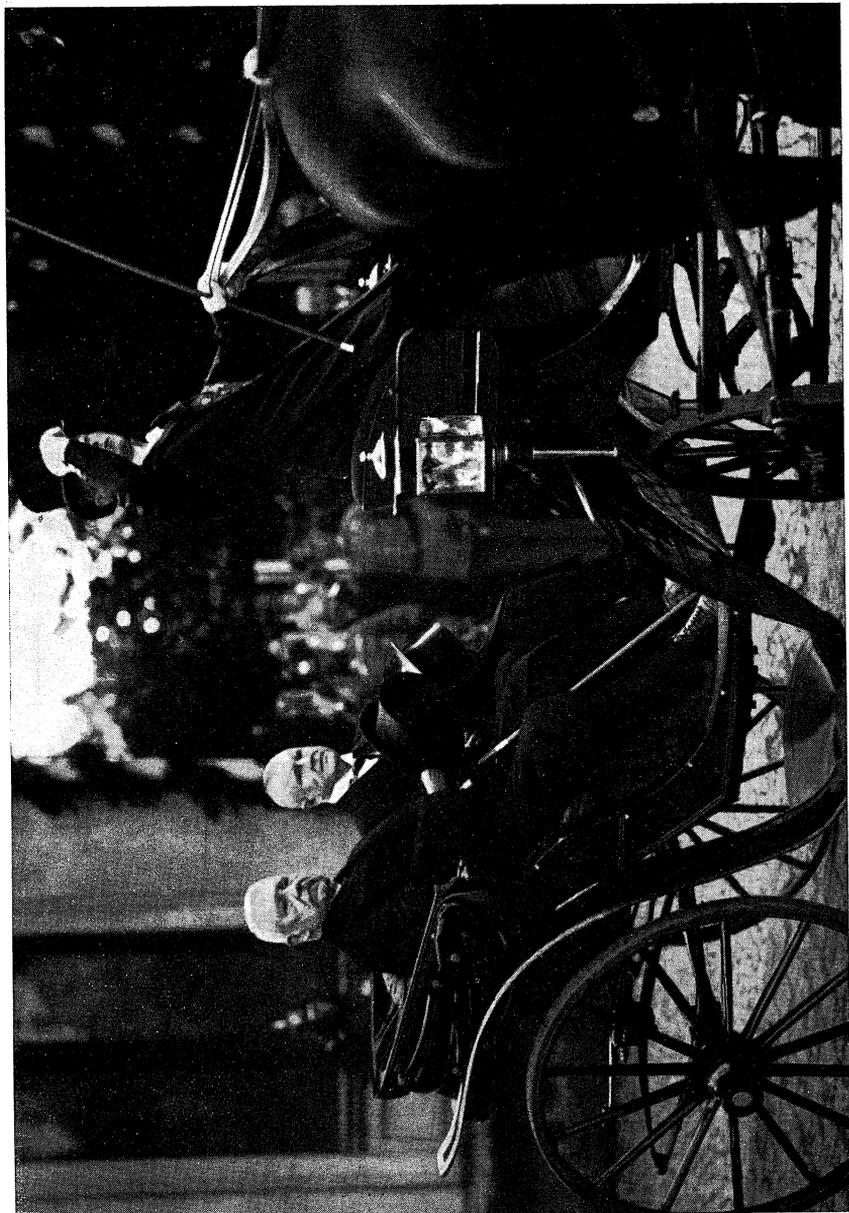
Bei der Vorstellung der Direktoren einiger Schulen betonte Hindenburg stark, daß in den Schulen noch mehr Sport getrieben werden müsse als bisher. Als ich ihn darauf hinwies, daß in unserem seenreichen Land jedes Schulkind schwimmen lernen müsse, war er sehr erfreut.

Danach begab sich alles zu dem großen Festessen im Gelben Saal des Schlosses, in dem sonst der Landtag seine Kämpfe austrägt. 120 Personen waren vom Staatsministerium dazu geladen, und die Tafel war mit wirklich gutem Geschmack hergerichtet. Den Platz vor dem Reichspräsidenten schmückte ein schwerer silberner Tafelaufsatz mit einer Figurengruppe, die Bacchus mit dem Tyrsusstab auf einem Ziegenbock reitend, darstellte. Große silberne Terrinen und prachtvolle Aufsätze aus Alt-Meißner Porzellan, sowie wundervolle Blumenarrangements waren über die ganze Tafel verteilt, und an den Wänden standen überall Palmen. Als die Gäste alle versammelt waren, betraten Hindenburg und ich den Saal, während die Reichswehrkapelle aus Schwerin die schönen Klänge aus Richard Wagners Tannhäuser „Der Einzug der Gäste in die Wartburg“ ertönen ließ.

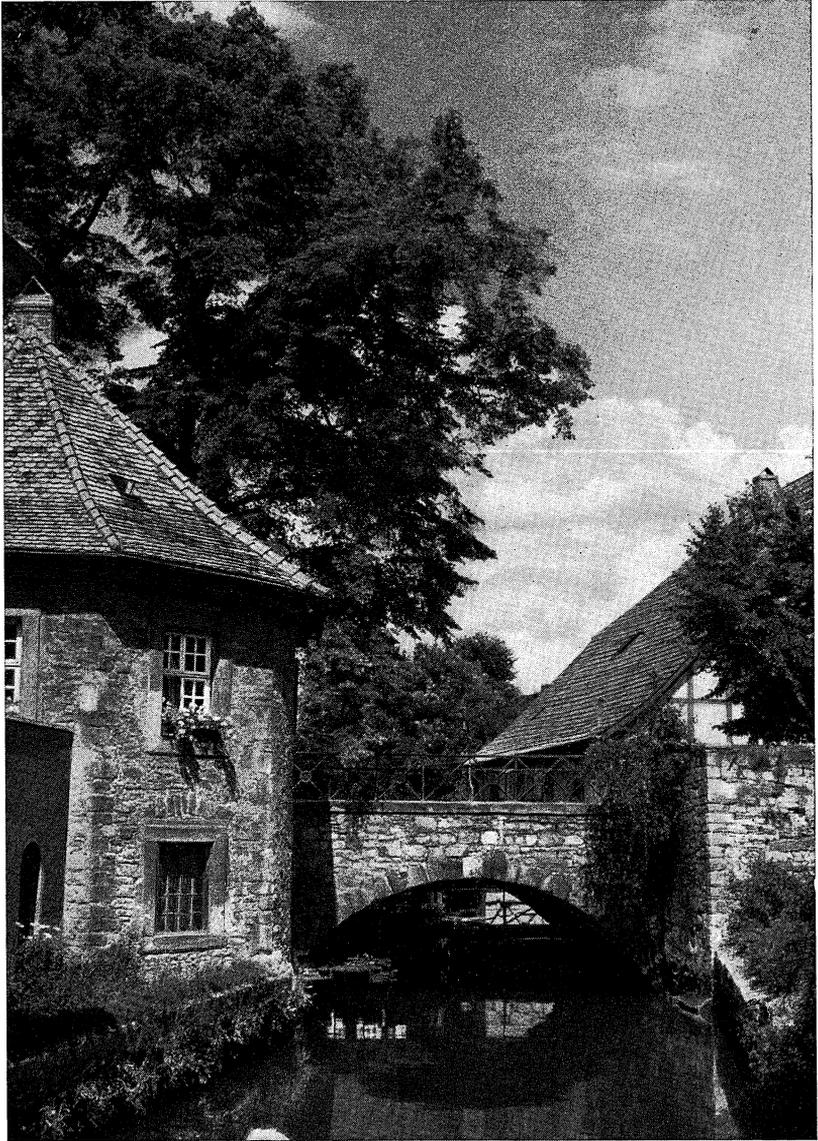
Der Reichspräsident wurde zur Mitte der Tafel, den Fenstern gegenüber, geführt, Schwabe saß zu seiner Rechten, ich zu seiner Linken. Uns gegenüber haben Landtagspräsident Gundlach, General von Tschischwitz, Gesandter Boden, Staatsrat Selmer und unser Landesbischof Tolzien Platz genommen. — Nach der Suppe erhob ich mich zu folgender Begrüßungsansprache:

„Hochverehrter Herr Reichspräsident! Heute ist die freudige Hoffnung und Erwartung, die das Meckl.-Strelitzer Volk bereits seit dem vorigen Herbst hegen durfte, erfüllt worden. Durch Ihren damals zugesagten und heute zur Ausführung gebrachten Besuch ist dem Meckl.-Strelitzer Lande und Volke ein hoher Ehren- und Freudentag, ein Tag für alle Teilnehmer schön und unvergeßlich, ein Tag, der in der Geschichte des Landes als ein besonderer Markstein bezeichnet werden wird, geschenkt worden. Es ist mir eine besonders große Ehre, der herzlichen Bewillkommnung, welche die Bevölkerung des Landes in unbeschreiblichem Jubel und in reinster aus dem Herzen kommender Begeisterung soeben dargebracht hat, noch den Willkommensgruß und den ergebensten Dank der Staatsregierung hinzufügen zu dürfen.

Das kleine Meckl.-Strelitzer Land vermag nicht in großer historischer Vergangenheit und in stolzen, erhabenen Naturschönheiten mit so manchen anderen größeren deutschen Ländern in Wettstreit zu treten. In diesem Lande hat sich nur ein kleiner, unbedeutender Teil der großen deutschen Geschichte abgespielt, und schlicht und bescheiden ist die Schönheit seiner jetzt im Frühlingschmuck prangenden Wälder und Fluren und seiner verschwiegene, stillen Waldseen.



*Ankunft des Reichspräsidenten von Hindenburg auf dem Neustrelitzer Bahnhof*



*Das Bismarckhäuschen in Göttingen*

Aber stolz sind wir Mecklenburger darauf, daß beim Blättern in dem Buch der deutschen Geschichte gar manche Mecklenburger Namen von gutem Klang darin aufzufinden sind.

Blücher, der greise Marschall Vorwärts, der Liebling und Führer der heldenhaften Krieger, als für Deutschland im Jahre 1813 die Befreiungsstunde schlug, ist Mecklenburger Stammes. Von Mecklenburger Art ist auch der geniale Schlachtenlenker Helmuth von Moltke, unter dessen Leitung Sie, verehrter Herr Reichspräsident, dereinst im Großen Generalstab gearbeitet haben und den Sie selbst in Ihren Lebenserinnerungen als eine an Geist wie an Charakter gleich große Persönlichkeit bezeichnet haben.

Hier zum Strelitzer Lande besonders gehört durch ihre Abstammung die edle, Deutschlands Elend und Schmach nach den Tagen von Jena und Auerstädt tief empfindende Preußenkönigin Luise, die noch heute nach mehr als 100 Jahren als das Idealbild einer deutschen Frau und Mutter gilt und an deren stiller Sterbestätte wir heute nachmittag weilen werden.

Wir Mecklenburger, deren Charakteranlagen unser unvergeßlicher meckl. Volksdichter Fritz Reuter am besten geschildert hat, haben auch in den heutigen trüben Tagen den herzerquickenden, alles vergoldenden Humor nicht verloren. Der Mecklenburger gilt im allgemeinen als wortkarg, schwerfällig und bedächtig, er muß in dem fast durchweg landwirtschaftlich aufgebauten Lande, das einen nicht unerheblichen Teil reinen Heidegebietes enthält, das zum Leben Notwendige oft mühsam dem Boden abringen, und die Schwierigkeiten der Wirtschaft treten augenblicklich in dem reinen Agrarstaate, im Leben des Einzelnen, in der Landwirtschaft und dem damit vielfach eng verknüpften übrigen Berufsständen, sowie in dem Leben des ganzen Staates vielleicht besonders stark hervor.

Trotz aller Not der Zeit lassen wir Mecklenburg-Strelitzer uns die Liebe zur Heimat nicht rauben. Wir hängen mit allen Fasern unseres Herzens an unserer alten Heimatscholle, aber wir wissen, daß wir nur ein kleines, verschwindendes Glied des gesamten deutschen Vaterlandes sind, wir wissen, daß wir uns dem Wohle des Ganzen unterzuordnen haben, wir wissen, daß das Reich uns Schutz und Schirm geben wird, und wir fühlen und denken in erster Linie als Deutsche.

Als echte Deutsche überkommt uns heute ein Gefühl stolzester Freude, daß Sie, Herr Reichspräsident, als nach der Verfassung des heutigen republikanischen Staates durch den Willen des deutschen Volkes zum Oberhaupt des Deutschen Reiches Erkorener hier unter uns weilen. Ihre Ruhmestaten in der Zeit des Weltkrieges, in den schwersten Tagen deutscher Geschichte, bedürfen keiner Worte, sie gehören bereits der Geschichte an und werden, solange es noch ein Deutschland und ein deutsches Volk gibt, für immer unvergeßlich bleiben und bei dem Klange des Namens „Hindenburg“ werden noch die

Augen unserer Enkel und Urenkel in hellster Begeisterung leuchten, so wie Ihnen heute die Augen unserer Mecklenburger Jugend entgegengeleuchtet haben.

Ganz besonders aber danken wir es Ihnen, daß Sie, hoch erhaben über das Gezänk und egoistische Treiben der Parteien, auch in den heutigen schweren Tagen dem deutschen Vaterlande die gleiche alte Treue gehalten und die schwere Bürde des Amtes als Oberhaupt des Deutschen Reiches willig und ohne Rücksicht auf eigene Interessen übernommen haben. Wir sehen in Ihnen die beste und edelste Verkörperung echten Deutschtums, den Vater des Vaterlandes und den getreuen Eckart des deutschen Volkes.

Wir, die wir hier heute versammelt sind, wollen in dieser Stunde unserm Reichsoberhaupt, das wir in tiefster Ehrfurcht begrüßen, das Gelöbnis unverbrüchlicher Treue und Liebe ablegen, wir wollen dem heutigen Staate mit Selbstlosigkeit und Hingabe dienen, und wir wollen unsere ganze Kraft dafür einsetzen, daß wir in Einigkeit und in treuester Pflichterfüllung dem Beispiel unseres verehrten Reichspräsidenten Folge zu leisten versuchen, über die Schwierigkeiten und Wirrnisse der heutigen Zeit hinwegzukommen, daß wir einen Volksstaat im wahrsten Sinne, eine wirkliche Volksgemeinschaft und ein neues Deutschland schaffen helfen, das seiner glanzvollen Vergangenheit und seiner Väter würdig ist, dann handeln wir ganz im Sinne unseres verehrten Reichsoberhauptes. Ich bitte, den Gefühlen der tiefsten aufrichtigsten Verehrung und der unentwegten Treue und Liebe zu unserm hochverehrten Gast dadurch Ausdruck zu verleihen, daß wir in den Ruf einstimmen: „Das vom Reich erwählte Oberhaupt, das uns noch lange erhalten bleiben und noch den Wiederaufstieg unseres Vaterlandes erleben möge, der Herr Reichspräsident von Hindenburg, lebe hoch!“

Hindenburg erwiderte sofort mit seiner tiefen, grollenden Baßstimme mit folgender Rede:

„Sehr geehrter Herr Staatsminister! Für die freundlichen Worte der Begrüßung, die Sie namens der Staatsregierung von Mecklenburg-Strelitz und der Bevölkerung Ihres Landes an mich gerichtet haben, danke ich Ihnen herzlich. Mein Dank gilt in gleichem Maße allen denen, die mich bei der Fahrt durch die Straßen von Neustrelitz so freundlich durch Zurufe begrüßt haben.

Es ist mir eine Freude, Herr Minister, heute meine Zusage vom vorigen Jahr einlösen und Ihnen und Ihrem schönen Lande mit seinen prächtigen Wäldern und herrlichen Seen meinen Besuch abstatten zu können. Mit Recht haben Sie, Herr Minister, darauf hingewiesen, daß die Mecklenburger unter harten Lebensbedingungen sich daran gewöhnt haben, auch in schweren Zeiten getrost auszuharren. Neben der Erinnerung an die unvergeßliche Königin Luise zeigen uns die klangvollen Namen, die Sie genannt haben, was Deutschland Ihrem, wenn auch kleinen Lande verdankt.

Auch an Meckl.-Strelitz sind ja die Nöte der letzten Jahre nicht spurlos vorübergegangen, und ich weiß wohl, daß besonders seine Landwirtschaft mit ernststen Schwierigkeiten kämpft. Sie dürfen versichert sein, Herr Staatsminister, daß die Regierung — wie bisher — auch weiter das in ihren Kräften Stehende tun wird, um helfend einzugreifen und eine Erleichterung der Verhältnisse für die Landwirte herbeizuführen. Was ich selbst dazu beitragen kann, geschieht. Wir wollen im übrigen hoffen, daß die allgemeine Erholung der deutschen Wirtschaft auch den Landwirten bessere Zeiten bringt. Dazu gehört aber, daß wir, ein jeder an seinem Platze und in seinem Berufe, einträchtig zusammen arbeiten für das Wohl und die bessere Zukunft unseres Vaterlandes. Daß auch Sie und Ihr Land mit seinen reichen Kraftquellen hierzu bereit sind, entnehme ich mit hoher Befriedigung Ihren Worten. Um so herzlicher sind meine Wünsche für das Blühen und Gedeihen von Mecklenburg-Strelitz, denen ich besonderen Ausdruck gebe, indem ich Sie alle, meine Herren, bitte, mit mir einzustimmen in den Ruf:

„Mecklenburg-Strelitz und unser deutsches Vaterland, Hurra!“

Darauf erhoben sich alle von den Plätzen und der erste Vers des Deutschlandliedes wurde gesungen.

Im Verlauf des Festessens erzählt Hindenburg mit Humor aus seinem Leben.

Nach der Schlacht von Tannenberg sei er bald von der Universität Königsberg mit dem Dr. theol. ausgezeichnet, trotzdem er eigentlich nicht recht gewußt habe, wie er gerade zu dieser Auszeichnung komme. Er sei dann im Winter 1914 einmal mit seinen Generalstäblern im Auto durch Masuren gefahren und habe in der Nähe eines Dorfes eine schwere Autopanne gehabt, deren Beseitigung längere Zeit erfordert habe. Auf seinen Vorschlag sei er mit den Offizieren ins Dorf gegangen, wo auf dem Gutshof großer Trubel gewesen sei und gerade die Hochzeit des Besitzers stattgefunden habe. Man habe ihn dort sofort erkannt, und sie seien alle gebeten worden, an der Festtafel mit Platz zu nehmen. Nachher habe man an ihn noch die Bitte gerichtet, dem jungen Paar ganz besonders seinen Segen zu spenden. Erst habe er das nicht gewollt, da dies nicht seines Amtes sei, plötzlich aber sei ihm eingefallen, daß er ja neugebackener Dr. theol. ehrenhalber der Universität Königsberg sei, und er habe sich gesagt, daß er ja auch einmal von dem Dr. theol. Gebrauch machen könne. Er habe dann das junge Paar gesegnet, und bald sei die Autofahrt nach Beendigung der Panne weitergegangen.

Der Zufall habe es gewollt, daß er etwa ein Jahr später wieder in das Dorf gekommen sei, und er habe sich bei dieser Gelegenheit nach dem Wohlgehen des jungen Paares, das er vor einem Jahr gesegnet habe, erkundigen wollen und dabei zu seinem Leid erfahren, daß das Paar schon längst auseinander und geschieden sei. Jetzt sei er doch nachdenklich geworden und habe sich gesagt, „wenn Du doch bloß nicht damals bei der Hochzeitsfeier

von Deinem Dr. theol. Gebrauch gemacht hättest; ich hätte gleich an das alte Wort denken müssen, „Schuster, bleib’ bei Deinem Leisten!“

Weiter erzählte er mit freundlichem Lächeln folgendes: „Ich habe mich eigentlich gewundert, daß ich ausgerechnet in dem erkatholischen Oberbayern bei der Reichspräsidentenwahl so viele Stimmen erhalten habe. Man hat mir aber später erzählt, das habe in folgendem seinen Grund. Ich sei damals überall auf einem großen Bild in meiner Feldmarschalluniform mit dem großen Marschallstab in der Hand in den Schaufenstern ausgestellt worden, während neben mir mein damaliger Konkurrent, der jetzige Reichskanzler Dr. Marx, ganz klein in Frack und Zylinder gestanden habe. Das hätten die Katholiken in Oberbayern sich angesehen und gemeint, „ja, den mit der Weihkerzen in der Hand — wofür sie meinen Feldmarschallstab gehalten —, den wählen mer halt.“

Als das Eis herübergereicht wurde, bat ich H., doch noch etwas davon zu nehmen, worauf er erwiderte: „Ja, wissen Sie, ich habe früher immer ganz gern Eis gegessen, aber vor einiger Zeit wurde mir bei einem Festessen in einer rheinischen Stadt zum Schluß mein eigener Kopf als Eisbombe vorgesetzt, da mußte ich mir selbst die Nase abhacken, und Sie können sich gewiß denken, daß ich seitdem Eis nicht mehr so gerne essen mag.“

So verlief das nahezu 2 Stunden dauernde Festessen in Harmonie und fröhlicher, anregender Unterhaltung. Man mußte den Reichspräsidenten in seiner schlichten, ungezwungenen und bescheidenen Art dabei lieb gewinnen, und ich hatte nicht den Eindruck, neben einem großen, überragenden Feldherrn, sondern neben einem lieben, guten alten Herrn und Vater zu sitzen.

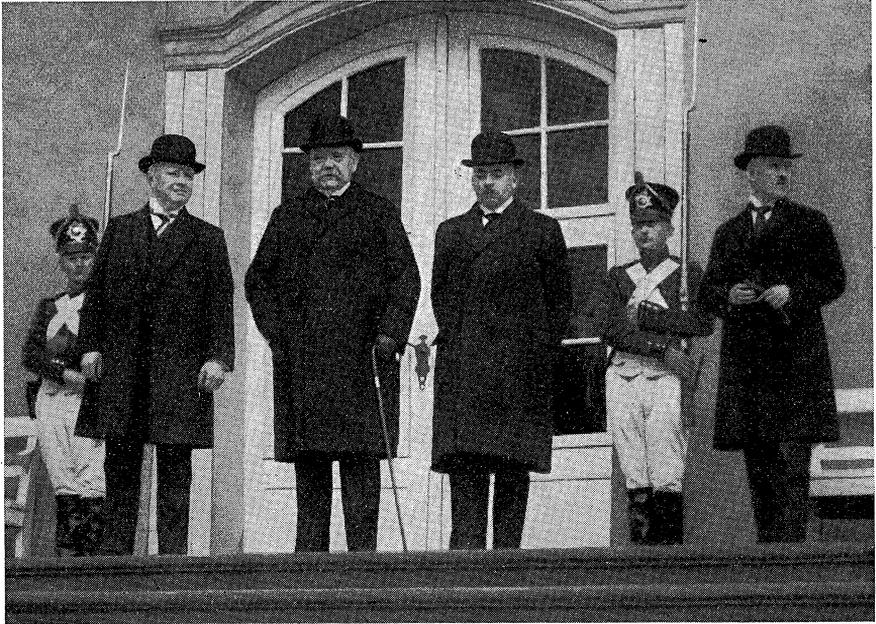
Kurz vor 2 Uhr wurde die Tafel aufgehoben und Hindenburg zog sich mit seinem Sohn in die bereitgestellten Zimmer zu einem Mittagsschläfchen zurück.

Pünktlich auf die Minute 3.30 Uhr erschien Hindenburg wieder, gerüstet zu der Fahrt nach Hohenzieritz. Diesmal fuhr Staatsminister Schwabe auf der Hinfahrt mit Hindenburg, während ich mit Doehle im zweiten Wagen saß. H. liebte kein schnelles Autofahren, und es wurde deshalb ein langsames Tempo von 25 km innegehalten.

Vor dem Schloß in Hohenzieritz hatte die Ortsgruppe des Grenadierbundes zwei Ehrenposten in der alten, historischen Uniform von 1806 aufgestellt. — Im Schloß und im Park übernahm ich wieder die Führung, weil mir das Schloß mit all seinen historischen Erinnerungen von Jugend an in allen Einzelheiten bekannt ist, und ich wurde bei der Führung vom Vetter Conrad Hustaedt, der über Hohenzieritz unendlich viel geschrieben hat, unterstützt. Wir schritten zunächst in das Sterbezimmer der Königin Luise, wo Hindenburg eine Zeitlang in Andacht versunken schweigend dastand. — Im Gartenzimmer interessierte er sich besonders für die Stellen an der Gartentür, an der eine Reihe von Fürstlichkeiten, wie Friedrich Wilhelm III.; der IV., der alte Kaiser Wilhelm, Kaiser Friedrich usw. bei ihren Besuchen ihre

Größenmaße eingezeichnet und mit ihrer Unterschrift versehen. Mir fiel dabei auf, daß der danebenstehende Hindenburg sie alle an Größe überragt.

Vom Gartenzimmer begaben wir uns jetzt in den Park und Hindenburg erzählte, daß er glücklich sei, nach dem Tode seiner Frau jetzt immer seinen Sohn und seine Schwiegertochter um sich zu haben, sonst würde er sich ganz



*Auf der Freitrepppe des Schlosses in Hohenzieritz*

vereinsamt vorkommen. Er hätte früher immer die Hoffnung gehabt, einmal auf einem Gut als Landwirt sein Leben zu beschließen. Das sei ihm jedoch durch die Inflation unmöglich gemacht, und sein ganzer Grundbesitz bestände jetzt nur aus einigen Blumentöpfen. Noch oft gedenke er an seine liebe, alte Heimat Neudeck in Ostpreußen. Hindenburg konnte damals noch nicht ahnen, daß ihm sein Herzenswunsch schon einige Jahre später erfüllt werden sollte, als ihm zu seinem 80. Geburtstag von der Großindustrie, dank der Initiative von Geheimrat Duisberg das alte Familiengut Neudeck als Geschenk präsentiert wurde. Als wir zurückgingen, sagte ich Hindenburg, daß vor dem Schloß Fotografen bereit ständen, aber das fortgesetzte Fotografieren sei wohl nicht erwünscht. Hindenburg erwiderte jedoch, das könne seinetwegen ruhig geschehen, er sei mittlerweile das dauernde Fotografiertwerden gewöhnt.

Nun wurden schnell noch einige Aufnahmen gemacht, und wir bestiegen die Wagen. Wir hatten uns ziemlich lange in Hohenzieritz aufgehalten und ich fragte Hindenburg, ob wir nicht zurück etwas schneller fahren könnten, um mit der Zeit nicht zu kurz zu kommen. Hindenburg meinte: „Nur immer zu!“ So ging die Rückfahrt in etwas schnellerem Tempo vor sich. Wieder zeigten sich überall an der Chaussee und in Weisdin rufende und freudig winkende Menschen.

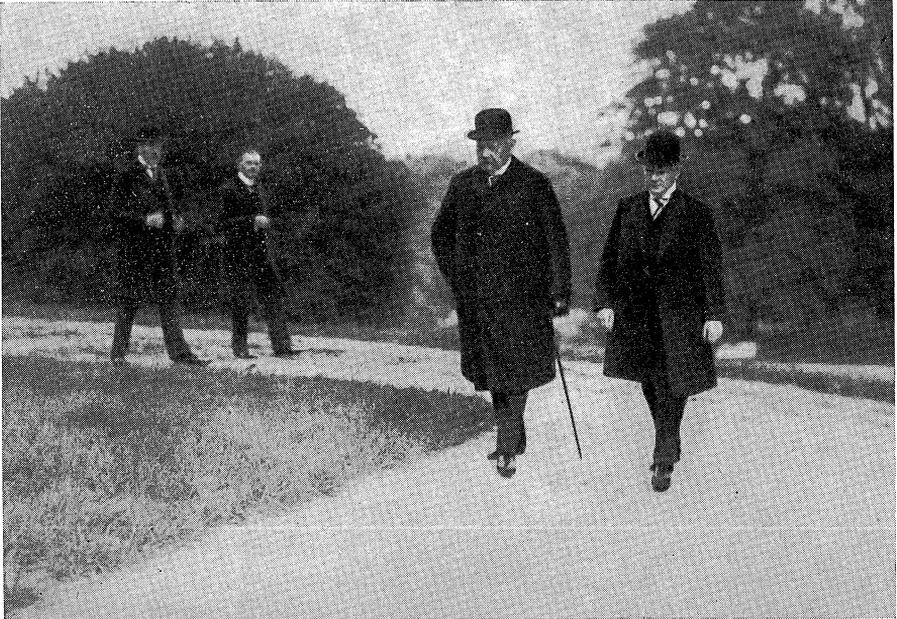
Im Schloß angelangt, wurden wir von Frau Schwabe und meiner Frau empfangen und begaben uns sofort zu dem Vorbau am hinteren Schloß mit dem schönen Blick auf die Springbrunnen, Marmorfiguren, Hebetempel und Zierker See. Dort war eine gemütliche Kaffeetafel an zwei Tischen gedeckt. Wir wurden von der warmen Nachmittagssonne geblendet, und als ich Hindenburg darauf aufmerksam machte, daß ihm die Sonne gerade ins Gesicht scheine, erklärte er sich sehr damit einverstanden, er liebe das sehr, man komme ja immer mehr dahinter, daß die Sonne für die Gesundheit der Menschen sehr zuträglich sei, und alte Leute liebten die Sonnenwärme besonders. Von der Kaffeetafel aus wurde Hindenburg auf die im Schloßhof errichtete Empore geführt, an der der Festzug vorüberziehen sollte. Für Hindenburg war ein Sessel bereitgestellt, er lehnte aber energisch ab, darauf Platz zu nehmen, da er noch sehr gut längere Zeit stehen könne.

Die Krieger- und Militärvereine zogen im strammen Parademarsch vorüber. Hindenburg freute sich hierbei wiederum, wie schon am Morgen bei der Spalierbildung, alle die sonst sich politisch befehrenden Gruppen aufmarschieren zu sehen. Das Handwerk zeigte die bei Festzügen üblichen Gruppen, wobei sich unter den Schüstern besonders ein vorzüglich aufgemachter Hans Sachs heraushob. Spaß hatte Hindenburg an der in unserer Stadt von altersher so beliebten Bürgerschulkapelle mit ihren Blasinstrumenten, die an diesem Tage ihr Bestes herzugeben versuchte. In dem Festzug fiel besonders ein großer, buntgeschmückter Hochzeitswagen auf mit den alten Trachten der Bäuerinnen und Bauern aus dem Land Ratzeburg, der sich in Neustrelitz seit den 200 Jahren der Zusammengehörigkeit von Ratzeburg und Stargard noch nie gezeigt hatte. — Unter den in vollem Wicks aufmarschierenden Technikern vom Technikum Strelitz traten die 3 Vereine der Schweden, Norweger und Finnen mit ihren in den Landesfarben gehaltenen Fahnen hervor.

Der gegenüber mit dem Trommler- und Pfeiferkorps des Bundes Meckl. Grenadiere stehende Tambourmajor Michaelis, der 1914 mit unserem Bataillon ausrückte und gleich bei Lüttich einen schweren Beinschuß erhielt, schien außer Übung zu sein. Er verlor seinen Tambourstock, der dabei völlig zerbrach.

Der über eine halbe Stunde vorbeimarschierende Festzug hatte allgemein gefallen, und wir gingen von der Tribüne zum Schloß zurück, wo für einen kleinen Kreis ein kalter Imbiß im grünen Saal gereicht wurde.

Hindenburg saß wieder sehr behaglich da, und ich erzählte ihm einige Anekdoten vom Vater Wendlandt, besonders die von der Begegnung des alten Wendlandt mit dem Erbgroßherzog Adolf Friedrich V., dessen Tochter Jutta und dem Schwiegersohn Danilo von Montenegro, wo Wendlandt im Gespräch mit dem Erbgroßherzog den in montenegrinischer Nationaltracht gehenden Danilo als großen Sozialdemokraten wegen des roten Bodens in seiner Mütze bezeichnet und gebeten hat, ihm doch die weiten Bammels von den Ärmeln abzuschneiden, weil sonst in jedem Ärmel ein Schock Krebse versteckt werden könne.



*Rundgang im Park von Hohenzieritz*

Auch die Geschichte von dem dicken, alten Domänenrat Klockmann berichtete ich, der beim Großherzog in Audienz empfangen, auf dem glatten Parkett hinfällt, den Großherzog im Fallen anfaßt, mit zu Boden reißt, und, als beide auf dem Parkett sitzen, in aller Ruhe meint: „Na, Kgl. Hoheit, denn können wi de Sak jo ok in' Sitten afmaken.“

H., der noch viel Sinn für Humor hat, hört sich die beiden Erzählungen lächelnd an. Zum Schluß hielt Hindenburg noch folgende kurze Ansprache: „Ich danke Ihnen, meine Herren. Solche Aufnahme wie hier erleichtert mir

meine Aufgabe ungemein, und ich werde diesen Tag noch lange in Erinnerung haben. Sie können versichert sein, daß ich meine Pflicht tun werde, solange meine Kräfte reichen, auch wenn es mir, wie Sie sich denken können, oft recht schwer fällt.“

Diese treue Pflichterfüllung konnte Hindenburg dann noch über 8 Jahre ausüben.

Auf der Fahrt zur Bahn zeigt sich wieder großer Jubel der überall in der Tiergartenstraße und am Bahnhof stehenden Volksmassen, und eine Anzahl gut trainierter Jungen und Mädels liefen in ihrer Begeisterung im Schnellläufertempo neben dem Wagen vom Schloß bis zum Bahnhof her, worüber Hindenburg sich sehr freute.

Auf dem Bahnhof sprach Hindenburg nochmals seine volle Befriedigung über den schönen Tag aus. Als er eingestiegen war, ließ sich die Menge nicht mehr halten, durchbrach die Schutzmannskette und jubelte Hindenburg, der am Fenster seines Salonwagens stand, zu. Freundlich lächelnd und winkend dankte der alte Herr, bis sich der Zug in Bewegung setzte.

Unser Gesandter Boden, der die Rückfahrt wieder mitmachte, erzählte mir später, daß Hindenburg die Herren noch während der Fahrt zu Bier eingeladen, sehr aufgeräumt gewesen sei und sich wiederholt hochbefriedigt über den Besuch in Neustrelitz ausgesprochen habe. Zu seiner Schwiegertochter hat er sich in ähnlichem Sinne geäußert und dabei hinzugefügt, es sei ihm bei seinem Aufenthalt in Neustrelitz und Hohenzieritz so gewesen, als wenn er gute Freunde auf dem Lande besucht habe. Unter dem 13. Juni 1926 erhielt ich von Hindenburg folgendes Schreiben:

*Der Reichspräsident*

*Berlin, den 13. Juni 1926*

Sehr geehrter Herr Staatsminister!

Nach Berlin zurückgekehrt, ist es mir ein lebhaftes Bedürfnis, Ihnen und Herrn Minister Schwabe meinen herzlichen Dank auszusprechen für die überaus freundliche Aufnahme, die mir in Ihrem Lande, insbesondere in seiner Hauptstadt Neustrelitz bereitet wurde. Die zahlreichen Beweise der Anhänglichkeit seitens der prächtigen mecklenburgischen Bevölkerung haben mich außerordentlich erfreut. Der gestrige Tag mit seinen mannigfaltigen schönen Eindrücken wird in mir bleibende und angenehmste Erinnerungen zurücklassen, die die beiden schönen Werke über Hohenzieritz und über die altmecklenburgischen Schlösser und Herrensitze, die Sie so freundlich waren, mir in Hohenzieritz zu überreichen, stets besonders lebendig halten werden.

Ich darf Sie bitten, sehr geehrter Herr Minister, allen denen, die ihre besondere Mühewaltung in den Dienst der schönen, wohlgelungenen Veranstaltungen gestellt haben, ebenfalls meinen aufrichtigen Dank zu übermitteln. In erster Linie dem Herrn Bürgermeister von Neustrelitz und dem Chef der Landespolizei.

Mit den besten Wünschen für das Gedeihen des Landes Mecklenburg-Neustrelitz und seiner Bevölkerung und mit freundlichen Grüßen an Sie und Herrn Staatsminister Schwabe bin ich

Ihr sehr ergebener

*gez. v o n H i n d e n b u r g*

Kurze Zeit darauf übersandte H. mir noch sein Bild mit eigenhändiger Unterschrift. Dieses Bild hängt jetzt neben meinem Schreibtisch. Oft schaue ich es an und gedenke dabei an den großen alten Mann, für den ich stets die größte Liebe und Verehrung empfinden werde, und den ich in seiner schlichten Offenheit und Väterlichkeit dank einer glücklichen Fügung des Schicksals persönlich so gut kennenlernen sollte.



## ALS ICH EIN JUNGE WAR

*Seinen Kindern erzählt von Dr. Peter Brunspwig, Santiago de Chile*

*Weihnachten 1917 (Fortsetzung)*

### *Erste Schuljahre und erste Laster*

Mein Schulbesuch fing damit an, daß ich eigentlich gleich das erste Mal zu spät kam. Ich sollte nämlich mit Karl Benzin und dessen Vater, der Klassenlehrer in der untersten Klasse war, Nona, wie sie hieß, den wichtigen Weg antreten. Ich war gerade aus dem Bett getrudelt und saß gähnend vor dem Waschtisch, und Johanna wollte mit dem großen Seiflappen auf mich los, da kam Karl Benzin schon hereingestürzt und fragte, ob ich noch nicht fertig sei, sie warteten alle schon auf mich. In Hast wurde ich nun gewaschen und angezogen, goß schnell etwas Kaffee hinunter und lief nach nebenan, wo Küster Benzin mit wichtiger Miene im Kreise von vier oder fünf anderen Schutzbefohlenen stand, so daß der Zug losgehen konnte. Vorher aber sagte Karl Benzin noch mit verachtungsvoller Miene: „He wäscht sich noch nicht mal allein, ein Mäten treckt em an.“ Das war nun ganz richtig: ich hätte mich selbst auch viel lieber allein gewaschen, aber meine Mutter war nicht sehr dafür; denn wenn ich mich selbst wusch, so wusch ich mich wenig, während Johanna mich abscheuerte, als wäre ich ein alter Holzeimer; deswegen war sie damit betraut; ich wurde etwas lang-

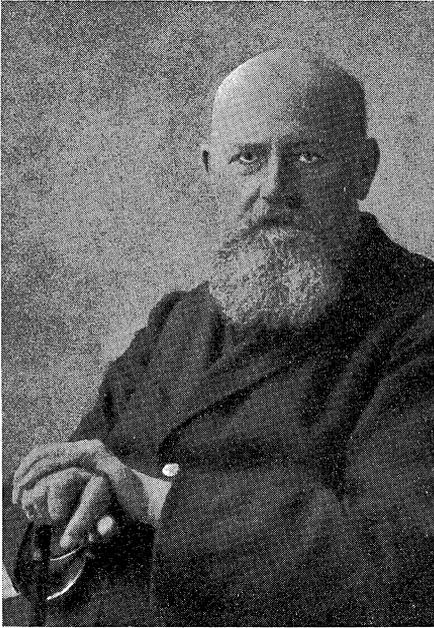
samer selbständig, aber ich wurde sauberer. In der Schule war es nun im Grunde, wie es in jeder Schule ist, und wie Ihr es auch kennt. Nur mehr gehauen wurde damals noch bei uns, als es heute gebräuchlich ist, und der gelbe Rohrstock in der Ecke vom Katheder spielte eine sehr bedeutende Rolle. Jeder unserer Lehrer hatte seine besondere Methode beim Prügelein. Lehrer Benzin prügelte uns quer über den Rücken, wobei er sich neben den armen Sünder an die Bank stellte; es kam vor, daß er die ganze Klasse so Bank für Bank abmachte. Lehrer Burmeister stützte sein Bein auf die zum Katheder führende Treppe, legte uns über das Knie und zog die Hosen stramm; Kantor Zander sprach beim Hauen taktmäßig, denn er war Gesangslehrer, weise Ermahnungen aus, weshalb aber die Hiebe nicht weniger schmerzten; Lehrer Schulz, genannt Tüter Schulz, trat vor die Bank, zog uns an den Haaren vornüber und schlug über die linke Schulter hinweg den ganzen Rücken entlang von oben bis unten. Lehrer Trottnow, ein kleiner verwachsener Mann, war der gefürchtetste und prügelte am meisten. Er war Klassenlehrer in Quinta, der fünften Klasse, und als ich dorthin versetzt worden war, fragte mich meine Mutter, wie er denn eigentlich sei. „Ja“, antwortete ich, „wie soll ich ihn Dir beschreiben? Sieh mal, wenn er in die Klasse kommt, ehe er den Mantel ausgezogen hat, hat er schon wenigstens drei durchgeprügelt.“ Bei ihm mußte man herauskommen vor alle Bänke, und auf der vordersten Bank wurde man dann von zwei kräftigen Jungen an den Händen festgehalten. Er holte den Stock und kommandierte: „Zieht ihn rüber“, oder, wenn er besonders wütend war: „Zieht das Kalb rüber.“ Dann zogen die beiden an, so daß der Sträfling mit dem Oberkörper auf der Bank lag und Herr Trottnow ihm bequem seine Portion verabfolgen konnte. Bei den lateinischen Extemporalien hatte er die niederträchtige Gewohnheit, manche Fehler nicht nur mit einem Strich am Rande anzuzeichnen, sondern auch eine Peitsche dazu zu malen, das bedeutete, für diesen Fehler gibt es Prügel; und ich sehe immer noch die Seite meines Heftes vor mir, auf der groß und breit geschrieben stand „pulchrissimus“ statt „pulcherrimus“ und die rote Peitsche daneben. Wir mochten aber Herrn Trottnow doch sehr gern, denn er war sehr gerecht und prügelte alle ohne Ansehen der Person, und er wußte auch, weshalb er strenge war. Denn von Quinta ab gabelte sich die Schule in Realschule und Gymnasium, und es war eine schwere Klasse, viele saßen zwei Jahre darin, so daß es immer eine Unmenge Schüler gab, zu meiner Zeit sechsundsechzig Stück. Auch waren schon recht alte darunter, denn damals konnte man noch drei Jahre in einer Klasse sitzen, und ich kannte einige, die hatten drei Jahre in Sexta zugebracht und waren zum dritten Jahr in Quinta und hatten vorher schon einmal übergesessen, so daß sie statt der normalen elf Jahre vierzehn oder fünfzehn Jahre alt waren. Mit dieser Rasselbande war nicht leicht umzugehen, und für Herrn Trottnow mit seiner verwachsenen, schwächlichen Figur erst recht nicht. Nur eine eiserne Zucht konnte ihn retten, und er hatte ganz recht, wenn er uns als „Otterngezücht“ und „Natternbrüt“ zu bezeichnen beliebte. Außerdem hatte er Verständnis für Jungs, und wenn er von irgendeinem dummen Streich hörte, daß wir ein Fenster eingeworfen hätten oder dergleichen, so nahm er es nicht so schlimm. Nur mein dicker Freund Paul, der auch schon zur alten Garde gehörte, fiel doch auch bei einer solchen Gelegenheit herein. Er hatte gerade seine Tracht Prügel aufgeladen und war losgelassen, da sagte Trottnow: „Was klappert denn da eigentlich so in Deiner

Tasche?“, langte hinein und holte eine Schachtel Zigaretten, eine Zigarettenspitze und eine Zigarettentasche heraus. Rauchen war uns natürlich streng verboten. „Du Schlangensohn“, schrie Tröttnow, „solche Sachen wagst Du in die ersten Räume der Schule mitzubringen? Wenn Du noch ein guter Schüler wärest, der fleißig ist und seine Arbeiten macht, da wollte ich nichts sagen, aber so ein fauler Lümmel wie Du? Auf! Zieht das Kalb noch einmal rüber!“ Und Paul W. mußte noch eine zweite Auflage über sich ergehen lassen.

Ich selber habe in der Schule nicht allzu viel Schläge gekriegt, am meisten von Herrn Burmeister, weil der immer sehr böse wurde, wenn man ein Buch zu Hause vergaß, was mir sehr häufig passierte; am wenigsten von Herrn Winkel, von dem ich niemals geschlagen bin, weshalb ich auch nicht mehr weiß, nach welcher Methode er das Hauen besorgte. Herr Winkel war Klassenlehrer von Sexta, und wenn ich mich in bezug auf Schläge nicht über ihn beklagen konnte, so hatte ich doch anderes an ihm auszusetzen, sehr mit Unrecht. „Weißt Du, Mutting“, sagte ich, „Herrn Winkel mag ich nicht, der ist mir zu reinlich.“ Er war nämlich sehr ordentlich und hielt darauf, daß unsere Bücher und Hefte immer sauber und nett aussahen, was mir gar nicht paßte. Zu viel Schläge hat übrigens keiner von meinen Schulkameraden erhalten. Wir hatten allesamt gut die doppelte Menge von dem verdient, was uns wirklich zufiel.

Überhaupt war ich in diesen ersten Schuljahren nicht nur ein recht guter Schüler, sondern in der Schule auch ziemlich artig und fleißig. Denn dafür sorgte meine liebe Mutter mit großer Energie. Sie paßte höllisch auf, wußte ganz genau, auf welchem Platz ich saß, was für Aufgaben ich zu machen hatte, und ob ich mich ordentlich benahm, sie fragte die Lehrer alle Augenblicke über mich aus, und ständig hing ein Strafgericht über mir. Vormachen ließ sie sich nichts und läßt sie sich heute noch nicht, und was die Lehrer nicht merkten, das merkte sie gewiß. Sie hat mich in der Schule vielleicht ein bißchen zu viel gequält, aber es hat mir nichts geschadet und sehr viel genützt. Sie tat es nicht, weil es ihr Freude gemacht hätte, mich zu bestrafen, sondern aus Liebe zu mir, damit ich etwas Tüchtiges lerne. Und so muß es sein. Denn was man in der Schule lernt, ist ja nicht dazu da, daß die Lehrer ihren Spaß daran haben, sondern man braucht es später im Leben, wenn man sich selbst durchschlagen muß und die Eltern nicht mehr für einen sorgen können. Wer in der Schule nicht fleißig war und sich keine Kenntnisse erwarb, vermißt sie dann später oft schmerzlich, wenn es zu spät ist, und wenn er sie nicht mehr nachholen kann. Sonst war Großmutting unendlich gut zu uns, wie nur die beste Mutter sein kann. Immer war sie bedacht auf unser Wohl; Onkel Hermann, der ein sehr schwächliches Kind war, hat sie jahrelang auf das mühseligste gepflegt, sonst wäre er gar nicht durchgekommen; an jedem unserer Spiele nahm sie den größten Anteil, mit allen Sorgen konnten wir zu ihr kommen, jeder kleine Erfolg, den wir in der Schule oder sonst hatten, freute sie, auf das schönste beschenkte sie uns zu Weihnachten. Wie gut sie zu mir war, zeigt die folgende kleine Geschichte.

Als ich dreizehn Jahre alt wurde, hielt mein Vater es für die höchste Zeit, daß ich eine lange Pfeife kriegte und schenkte mir auch eine zum Geburtstag. Ich verstand noch nichts vom Pfeifenrauchen, ich hatte nur gehört, daß man den Pfeifenkopf die ersten Male ganz ausrauchen mußte, damit sich die



*Geh. Justizrat Brunswig*

und Mutter und Sohn spuckten einträchtig nebeneinander vom Balkon hinunter. Das ist zugleich ein Beispiel von ihrer mächtigen Energie und Tatkraft, wie ich sie größer bei keinem Menschen kennen gelernt habe. Sie ruhte niemals und ruht auch heute nicht, immer muß sie schaffen und wirken und gibt das beste Bild einer Hausfrau, wie sie sein soll. Ich bin sehr stolz und dankbar, daß ich eine solche Mutter habe, und Ihr müßt auch Gott jeden Tag dafür danken, daß Ihr eine ebenso gute Mutter habt, und müßt ihr gehorchen und ihr das Leben nicht schwer machen und sie nicht ärgern, wie ich es leider oft mit meiner Mutter gemacht habe. Allerdings mit Absicht und Bosheit habe ich sie nie geärgert, aber viel Kummer und Sorge habe ich ihr doch durch meine Wildheit, meine Unarten und durch meinen Eigensinn bereitet.

Trotz des Aufpassens meiner Mutter trieb ich natürlich doch auch in der Schule manchen Unsinn. In den Pausen zwischen den Stunden, namentlich in der großen Zwischenpause um zehn Uhr, die fast eine Viertelstunde dauerte, spielten wir auf dem geräumigen, mit Linden bestandenen Schulhof. Dabei waren nun Onkel Viktor und ich von einigen größeren Schülern gelegentlich mit hinaufgenommen worden in deren Klasse, Sekunda, die zweitoberste von allen Klassen. Das Klassenzimmer von Sekunda war sehr groß, denn es diente gleichzeitig als „Aula“ oder Schulsaal. Hier wurden die gemeinsamen Andachten abgehalten und die Schulfeiern wie Examen, Sedanfeiern und dergleichen. Deshalb befand sich dort auch ein Rednerpult, ein

Kruste innen schön ansetzen könne, sonst würde er schlecht. Auch meiner Mutter hatte ich das gesagt. Mit großer Wichtigkeit stopfte ich also die Pfeife voll bis oben hin, was ganz falsch ist, man muß zuerst nur ganz wenig Tabak einstopfen, und fing stolz an zu rauchen. Zuerst schmeckte es mir auch prächtig, aber langsam und allmählich schmeckte es mir weniger gut, und dann wurde mir plötzlich sehr schlecht, und ich mußte mich übergeben und die Pfeife wegstellen. Meine Mutter sah das und hatte großes Mitleid mit mir, fast noch betrübter war sie darüber, daß nun der schöne neue Pfeifenkopf nicht ausgeraucht werden sollte und deshalb schlecht werden würde. Das durfte nicht geschehen, und so nahm sie denn tapfer die Pfeife in den Mund und rauchte weiter, bis sie leer war. Sie brachte es auch fertig, aber als sie damit zu Ende war, hatten auch ihre Kräfte ein Ende, sie war geradeso krank wie ich,

besonderes Katheder, sechseckig und rings geschlossen. Es muß sehr ähnlich gewesen sein der Rednerbühne im Reformverein zu Rahnstädt, über das ihr später bei Fritz Reuter lesen könnt. In dieses Katheder wurden Onkel Viktor und ich eingesperrt, und alle Sekundaner standen um uns herum; wir saßen in unserem Gefängnis wie die wilden Tiere im Käfig, und wir spielten die wilden Tiere auch sehr natürlich, schrien und quiekten und fauchten und brüllten zur großen Freude der Sekundaner, als ob wir richtige Löwen oder Tiger oder Panther gewesen wären. Am meisten Ähnlichkeit werden wir wohl mit Affen gehabt haben. Am Ende der Zwischenstunde wurden wir dann wieder hinausgelassen. Die Sache hatte uns gefallen, und wir gewöhnten uns an, um zehn Uhr, sobald nur unser Lehrer die Klasse verlassen hatte, hinaufzurennen nach Sekunda, wo wir eingesperrt wurden und wilde Tiere spielten. Aber es dauerte nicht lange. Wir waren wieder die Treppe hinauf und den Flur entlang gerast nach Sekunda, rissen die Tür auf und stürzten mit wildem Geheul in die Klasse; aber wie prallten wir zurück! Totenstille empfing uns, vor uns stand Herr Dr. Rieck, der dieses Mal einige Minuten länger unterrichtet hatte. Schleunigst wollten wir die Flucht ergreifen, aber mit einem mächtigen Satz stand er zwischen uns und der Tür, und wir waren gefangen, und zwar ernsthaft, nicht bloß zum Spaß. „Was wollt Ihr hier?“ schnauzte er uns an. „Wilde Tiere spielen“, antworteten wir ganz zahm, denn wir vermuteten Schlimmes. Aber er tat uns nichts, lachte nur sehr und nahm uns mit in das große Konferenzzimmer, in dem sich die Lehrer der höheren Klassen in den Pausen aufhielten, und stellte uns dort als wilde Tiere vor. Wir wurden ernstlich verwahrt, Herr Dr. Rieck zeigte uns aber noch den ganzen oberen Stock des Schulgebäudes mit den hohen Klassen, und weiter hatte die Sache keine Folgen.

Von den Unterrichtsstunden in diesen ersten Jahren waren merkwürdigerweise mit die nettesten die Singstunden. Auch für mich, trotzdem ich wegen meiner tiefen rauhen Stimme und meines geringen musikalischen Gehörs nicht einmal ordentlich singen konnte. Aber Herr Zander, den wir Kunter Zander nannten, weil er Kantor in der Schloßkirche war, ließ nicht nur singen, sondern er erzählte uns auch viele interessante Dinge. Er gab auch Geographieunterricht und sprach sehr hübsch von den fremden Ländern, auch von der Sonne und dem Mond und den Sternen berichtete er uns als erster die erstaunlichsten Sachen, daß wir hoch aufhorchten. Mein Freund Tüter Meyn wollte es allerdings nicht glauben und sagte, es wäre alles gelogen. „Kunter Zander lügt“, rief er aus, als wir einmal abends über den Markt gingen, „nu kiek den Mand an, de sall nu so grot sind, binah as de Ird, un dor baben hängt hei, un is ganz lütt, un föftig dusend Milen sall hei weg sien un ick kann'm ganz düttlich seihn, un he is höchstens noch mal so hoch as de Kirch-torm!“ Aber Kunter Zander log nicht und auch Tüter Meyn wird das inzwischen wohl eingesehen haben.

Wenn nun auch meinen Freunden und mir durch die Schulstunden und durch die Schularbeiten viel von unserer früheren freien Zeit genommen war, so blieb uns doch immer noch reichlich genug, um allerlei Dummheiten anzustellen. Leider muß ich berichten, daß ich ungefähr gleichzeitig mit meinem Eintritt in die Schule, also im zarten Alter von kaum sechs Jahren, einen lasterhaften Lebenswandel begann, indem ich nämlich anfang zu rauchen. Denkt Euch nur! Schuld daran war mein Freund Franz Braun, der vier Jahre

älter war als ich und deshalb schon auf manche Gedanken kam, die mir eigentlich noch fern lagen, die ich aber natürlich sofort mitmachte, sobald er sie nur aussprach. So also auch mit dem Rauchen. Sein Vater rauchte meistens eine kurze Pfeife und hatte immer eine Menge Tabak offen in einem großen Kasten stehen. Franz Braun war nun ein sehr geschickter Junge. Er nahm einen runden, dicken Bleistift und umwickelte ihn mit Seidenpapier, das er mit Gummi arabikum zusammenklebte. Oben stopfte er dann soviel wie möglich und so fest wie möglich von dem Pfeifentabak seines Vaters hinein und erhielt auf diese Weise schöne dicke Zigaretten, die wir mit großem Behagen heimlich im Tiergarten aufrauchten. Franz Braun und Karl Benzin und noch einige andere und ich trieben das eine ganze Zeitlang, ohne daß es herauskam. Gefährlich war es nur, daß wir nach Rauch rochen; aber dagegen gibt es ein sehr gutes Mittel. Man muß nämlich tüchtig Wasser trinken und sich auch den Mund mit Wasser ausspülen. Das wußte alles Franz Braun, der Zigarettenfabrikant. Aber schließlich ereilte uns doch das Schicksal. Meine Mutter hatte mir einst fünf Pfennige geschenkt zum Vernaschen. Ich aber beschloß, mir etwas besonders Feines zum Rauchen zu leisten, denn der Pfeifentabak vom alten Braun war nicht gerade das schönste. Ich ging also in einen Zigarrenladen und kaufte mir fünf hochfeine Zigaretten, das Stück zu einem Pfennig. Die wurden auch bei dem nächsten Zusammensein sehr bewundert, denn ich gab auch den andern welche ab, und selbst Franz Braun gestand, die wären noch besser als die aus seiner Fabrik. Aber trotzdem sollten sie uns schlecht bekommen. Eines Tages komme ich ganz friedlich aus der Schule nach Hause, ohne Böses zu ahnen, und gehe zu meiner Mutter, die gerade in der Badestube unten im Hof Wäsche plättete, um ihr zu erzählen, wie es mir in der Schule ergangen sei. Da sah sie mich sehr ernst an und fragte dann: „Was hast Du Dir eigentlich für die fünf Pfennige gekauft, die ich Dir neulich geschenkt habe?“ „Hmm“, sagte ich, „ach“, sagte ich, „ich weiß nicht“, sagte ich. „Zigaretten“, rief sie mit fürchterlicher Stimme, „Du hast geraucht, ein Herr hat Euch belauscht und hat es angezeigt!“

Ich knickte vernichtet zusammen, leugnen konnte ich nicht, und in mein Schicksal ergeben, erwartete ich die übliche tüchtige und wohlverdiente Tracht Prügel. Aber dieser Fall war zu schwer und zu wichtig, als daß meine Mutter die Strafe so einfach in der gewöhnlichen Weise gleich an mir vollzogen hätte, es wurde beschlossen, die Rückkehr meines Vaters abzuwarten, damit er das Gericht über mich halten sollte. Aber dieses Mal hatte ich Glück. Mein Vater wollte sich tot lachen, daß ich kleiner Setter die Frechheit hatte, schon zu rauchen, er schenkte mir die Schläge, und es wurde nur angeordnet, daß ich zur Strafe ein halbes Jahr lang den Namen „Räucherkerzchen“ führen sollte, was denn auch geschah und mir viel lieber war als die Schläge, denn eigentlich war es ja ein Ehrenname. Das Rauchen hörte nun vorläufig auf, und bald erfuhr ich auch, wie es eigentlich herausgekommen war, denn daß wir belauscht sein sollten, konnte ich mir von vornherein nicht denken, denn wir waren immer sehr vorsichtig gewesen. Der Verräter war mein Bruder Karling, er war erst 4 Jahre alt und noch sehr dümmtig, und ich hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, ihn mitzunehmen, als ich die Zigaretten kaufte. Natürlich hatte ich ihm streng befohlen, niemandem etwas davon zu sagen, und er hatte es auch fest versprochen, aber das große Geheimnis drückte

ihm fast das kleine Herz ab, er konnte es nicht bei sich behalten und trippelte an jenem Morgen zu meiner Mutter in die Badestube und sagte: „Weißt Du, Mutting, was Peter sich für seine fünf Pfennig gekauft hat?“ „Na, erzähl es mir doch, Karling.“ „Nein, nein, ich darf es nicht sagen.“ „Aber so sag es doch“, bestand meine Mutter. „Zigaretten“, sagte Karling, und so waren wir entdeckt. Ja, kriegen lassen darf man sich nicht, und wenn man ein Geheimnis hat, so muß man sich die Leute, denen man es anvertrauen will, sehr genau aussuchen, sonst kann man sich nicht wundern, wenn man verraten wird.

Nicht nur mit dem Rauchen befaßte ich mich um diese Zeit, sondern auch dem viel größeren Laster der Trunksucht fiel ich damals schon vorübergehend zum Opfer. Ein- oder zweimal im Winter war bei uns im Hause große Gesellschaft; wohl dreißig Personen zusammen, manchmal noch mehr. Wir Kinder interessierten uns brennend schon für die Vorbereitungen, wenn Mutter Wedel kam und in der Küche anfang zu kochen und zu braten, und meine Mutter Konfekt und Pralinés einkaufte und Eis beim Konditor Hamann bestellte, und mein Vater den Rotwein entkorkte und die Flaschen an den Kachelofen stellte, damit der Wein die richtige Temperatur kriegte, und dann die Lohndiener erschienen, die ich anfangs immer, weil sie auch einen schwarzen Frack trugen, für die ersten Gäste hielt, so daß ich zu meinem Vater lief und sagte: „Vatting, ein feiner Herr ist schon da.“ Die Lohndiener waren unsere besonderen Freunde, namentlich der alte Lohndiener Koch, und wir sahen staunend zu, wie er den Tisch deckte, Blumen in den hohen Tafelaufsatz legte und die Servietten zu kunstvollen Gebilden formte. Wir bewunderten ihn auch sehr, wenn er später hinter den Kulissen wirkte, denn bald nach Beginn des Essens sprach er nur in Versen, er betrank sich nämlich fast sofort und redete dann den ganzen Abend über lauter ungereimtes Zeug, das in diesem Falle allerdings gereimt war; wir verstanden es nicht, aber es imponierte uns. Er gab uns immer am meisten von den guten Sachen ab, auch ein Glas Wein oder Bowle. Einmal aber tat ich des Guten zu viel. Die Gesellschaft war vom Tisch aufgestanden, und mit dem Abdecken war noch nicht angefangen, da schlich ich mich in das Eßzimmer und trank alle Neigen aus, die die Gäste in den Gläsern zurückgelassen hatten; Rotwein und Weißwein und Champagner, alles durcheinander. Die Wirkung ließ nicht lange auf sich warten. Ich wurde taumelig, und dann wurde mir schlecht, ich mußte mich schrecklich übergeben und fühlte mich totunglücklich; Johanna brachte mich schnell ins Bett, mein Bruder Karl sprang im Nachthemd um mich herum und lachte mich aus und verhöhnzte mich, so daß ich das heulende Elend bekam und weinte und schluchzte, mein Bruder sei so schlecht und beschimpfte mich noch in meinem Unglück; und Johanna schalt und wetterte, denn sie hatte alle Hände voll zu tun, und mein alter Freund, Lohndiener Koch, stand dabei, und die dicken Tränen des Mitleids kullerten ihm aus den Augen auf seinen Frack, denn er war beinahe ebenso betrunken wie ich selbst. Die Erinnerung an diesen Rausch hat lange vorgehalten, viele Jahre hindurch konnte ich keinen Rotwein über die Lippen bringen, bis ich es schließlich doch einmal versuchte, und siehe, es ging. Seitdem schmeckt er mir wieder sehr gut bis auf den heutigen Tag.

(Fortsetzung folgt.)

## In Memoriam Dr. Peter Brunswig

10. 6. 1879 — 22. 1. 1953

Am Abend des 22. Januar 1953 fiel unser Caroliner, der Seniorchef der Bankfirma C. G. Trinkaus, Düsseldorf, im 74. Lebensjahr einem tödlichen Unfall zum Opfer.

Wir zeichnen die Persönlichkeit dieses echten, überaus starken und doch so fein empfindenden Mecklenburgers am besten, indem wir Auszüge aus den Worten geben, die an seiner Bahre von seinen Freunden und Mitarbeitern gesprochen sind.

*Der Minister für Wirtschaft und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen, Dr. Artur Sträter:*

„Wir alle trauern — und das ist keine Übertreibung — um den großen deutschen Bankherrn und Wirtschaftsführer Peter Brunswig, dessen Vornehmheit der Gesinnung, Geradlinigkeit des Handelns, dessen wirtschaftliche Weitsicht und Lebensweisheit ihn für uns alle schon zu seinen Lebzeiten verehrungswürdig machten ... Als er vor 20 Jahren nach Düsseldorf kam, lagen schon viele Jahre ernster Arbeit hinter ihm. Er hatte sich im Inland und im Ausland bedeutende Verdienste erworben und u. a. hervorragenden Anteil an der Schaffung der Deutschen Rentenmark gehabt ... Hier setzte er als Mitinhaber des ältesten und angesehenen Düsseldorfer Bankhauses Trinkaus seine Tätigkeit im Rahmen der gesamtdeutschen Wirtschaft ein ... Persönlich anspruchslos und bescheiden, zeigte er überall eine vorbildliche soziale Haltung. Er war alles in allem ein Mann von Schrot und Korn, und wer ihn gekannt hat, der weiß, daß bei aller persönlichen Verbindlichkeit sein Ja ein Ja und sein Nein ein Nein war, mochte es dem Partner oder dem Kontrahenten passen oder nicht ... Sein Bemühen galt infolge seiner langjährigen Auslandspraxis und seiner weiten internationalen Freundschaftsbeziehungen der Wiederherstellung des deutschen Ansehens im Ausland, der Völkerverständigung und enger wirtschaftlicher Zusammenarbeit in der Welt.

*Bankier Dr. Robert Pferdmenes:*

Peter Brunswig kam in den dreißiger Jahren aus dem Vorstand der Deutschen Bank in Berlin zu uns herüber ... Er glaubte, und diese Erkenntnis war bei ihm unumstößlich, daß der Fortschritt auch des wirtschaftlichen Lebens seine tiefste Wurzel in der Initiative und der schöpferischen Kraft des strebenden Individuums hat ... Uns allen war er ein Freund. Sein fröhlicher, sein freundlicher, jedem wahren Humor zugetaner Sinn, sein offenes Wesen, die glückliche Gabe, Gegensätze auszugleichen und Menschen zu verbinden, sie werden uns allen unvergessen sein.



*Dr. Peter Brunswig*



*Altar der Jacobikirche in Göttingen*

*Der Oberbürgermeister der Stadt Düsseldorf, Josef Gockeln:*

Wie groß der Wellenschlag dieses Lebens war, wissen wir. In diesen Wellenschlag einbezogen ist diese Stadt und der Rheinstrom, die er, der Mecklenburger, in seiner landschaftlichen Mittlerstellung seinem angestammten Grund und Boden zu vermählen mußte. Er war Privatbankier, ein Mann, der an den Wert, an das Recht und an die letztgültige Verantwortung eines Wirtschaftlers und eines Bankleiters glaubte. Aber er war nicht nur im privaten Raum tätig, sondern wollte durch sein Wirken in alle Bereiche des öffentlichen Lebens hineintreten.

*Bankier Kurt Forberg, Teilhaber des Bankhauses C. G. Trinkaus:*

Die Alten haben die Klugheit, die Tapferkeit und die Mäßigung als die größten Tugenden des Menschen gepriesen: Peter Brunswig war ein tapferer Mann; denn er hat Jahre schweren seelischen Drucks aushalten müssen, ohne sich nach außen etwas merken zu lassen. Und er war ein kluger Mann, weit über den Begriff der Klugheit im Sinne der Intelligenz hinaus; er war ein weiser Mann. Die Mäßigung bedeutete bei ihm nicht den Kompromiß, denn er konnte Menschen und Dinge, die er nicht billigte, mit einer Härte ablehnen, die uns Jungen oft überraschte. Es war aber die Mäßigung einer in sich fest fundierten Persönlichkeit, die sicher auf dem Boden von Tradition und Fortschritt, von Wissen und Bildung, von menschlicher Güte und Herzensbildung ruhte, wie der ruhige Bogen einer Brücke, die sich über einen Strom spannt.



## VERERBUNG, UMWELT, ATOMENERGIE

*Von Dr. Oskar Haffer*

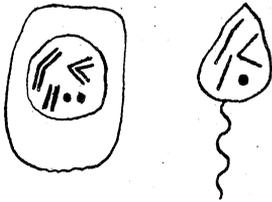
*I. Einleitung.* Schon immer hat man von „Gaben“ gesprochen, die dem Menschen „in die Wiege“ gelegt wurden. In der „Märchenzeit“ bemühte man gute und böse Feen damit, die dann schließlich den Erkenntnissen der modernen Erblehre wichen. Jedes Kind beginnt sein Leben mit einem bestimmten Quantum an erblichen Möglichkeiten, die sein Verhältnis zur Umwelt beherrschen. Sie entscheiden, zu welcher Art von Mann oder Frau es sich entwickelt. Die „erbliche Mitgift“ ist es, die bestimmt, „was einer werden kann, die Umwelt (das „Milieu“) bestimmt, „was einer innerhalb dieses erblich festgelegten Rahmens tatsächlich wird.“ Dies etwa ist das Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung auf diesem Gebiet. Danach ist jede Eigenschaft, jedes Individuum das Produkt aus Erbanlagen und Umwelt,

also Veranlagung und Umwelt (Milieu, Erziehung) haben beide ihre große Bedeutung. Wenn auch dies Ergebnis an Tieren und Pflanzen erzielt worden ist, so besteht kein Zweifel, daß mindestens ein großer Teil davon auf den Menschen übertragen werden kann, natürlich mit der nötigen kritischen Vorsicht. Vererbungswissenschaftliche Überlegungen sind daher eine unentbehrliche Grundlage für die gesunde Beurteilung wichtiger Fragen der Menschheit: Heirat, Fortpflanzung, Erziehung, Berufswahl, Geisteskrankheit, Kriminalität etc. Dazu kommt jetzt noch die Notwendigkeit, auch die Atomenergie in ihrer Wirkung auf unser Erbgut zu berücksichtigen. Denn die Atomenergie ist ein wichtiger Bestandteil unserer Umwelt, unseres „Milieus“, geworden, deren Wirken zusammen mit dem Erbgut den körperlichen und geistigen Zustand, das „Aussehen“ der Menschen, besonders der nachfolgenden Generationen, bestimmt. Leider wird die Vererbungslehre von Nicht-Biologen häufig in einer Linie mit der Relativitätstheorie als „doch nicht verständlich“ betrachtet. Möglich, daß die Fachausdrücke, die „Mathematik“ der Kombinationen und Spaltungsverhältnisse an diesem Urteil schuld sind. Und doch lassen sich mindestens die Grundlagen der allgemeinen Vererbungslehre so verständlich machen, daß man versteht, was gemeint ist, wenn in der Zeitung von „Erbschäden“, von „Mutationen“, von „genetisch-tragbarer Strahlendosis“ etc. die Rede ist.

Man darf wohl als bekannt voraussetzen, daß die Lebensformen auf der Erde im Laufe langer Zeiten sich offenbar verändert haben, was die versteinerten Zeugen früherer Erdzeitalter und manche anderen Tatsachen beweisen. Man nimmt also eine Stammesentwicklung oder Evolution an. Ohne Vermehrung würde das Leben aufhören, ohne eine Kraft, die Veränderungen hervorruft, könnten keine neuen Formen entstehen, ohne Vererbung würde kein Zusammenhang zwischen den Generationen bestehen.

*II. Vererbung.* Alle geschlechtlich gezeugten Lebewesen entstehen durch die Vereinigung zweier Geschlechts- oder Keimzellen. Die männliche Keimzelle ist das Samentierchen oder Spermatozoon, die weibliche die Eizelle oder das Ei. Also der Vater wie die Mutter senden aus ihrem vielzelligen Körper, und zwar aus den Geschlechts- oder Keimdrüsen je eine einzige Zelle als Repräsentanten all ihrer Möglichkeiten ab. Diese Möglichkeiten müssen also in der Keimzelle enthalten sein. Man nennt sie Erbanlagen oder Gene. Sie werden also dort irgendwo im Zelleninneren ihren Sitz haben müssen. Bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß sie sich wahrscheinlich nicht im sog. Protoplasma der Zelle, sondern im sog. Zellkern befinden, da von dem „Samentierchen“ praktisch nur der „Kopf“ (= Zellkern) in die Eizelle eindringt und sich mit dem Eikern vereinigt. (Die Frage der Plasmavererbung sei hier nicht erörtert.) Man fand weiter, daß der Zellkern aus einer für jedes Lebewesen bestimmten Anzahl von sog. Kernschleifen, -fäden oder Chromosomen besteht. Diese Chromosomen, lineare Gebilde, sind untereinander verschieden. Aber in jeder Körperzelle (Fig. 1a) gibt es immer zwei von jeder Sorte, so daß z. B. beim Menschen 24 (nach neueren For-

schungen nur 23!) Paare, bei der Maus 20, beim Mais 10 und bei der Feuerbohne 6 Paare von Chromosomen gezählt werden. Untersucht man nun die Geschlechtszellen (Fig. 1b), so findet sich dort nur die Hälfte, also nur 24 (bzw. 23) einzelne Chromosomen, keine paarweis gleichen. (Man nennt dies den einfachen Chromosomensatz.)

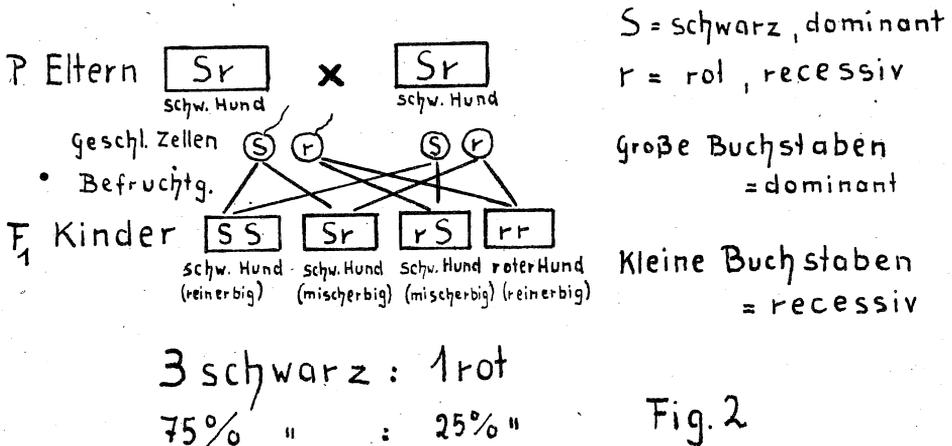


a. Fig. 1. b

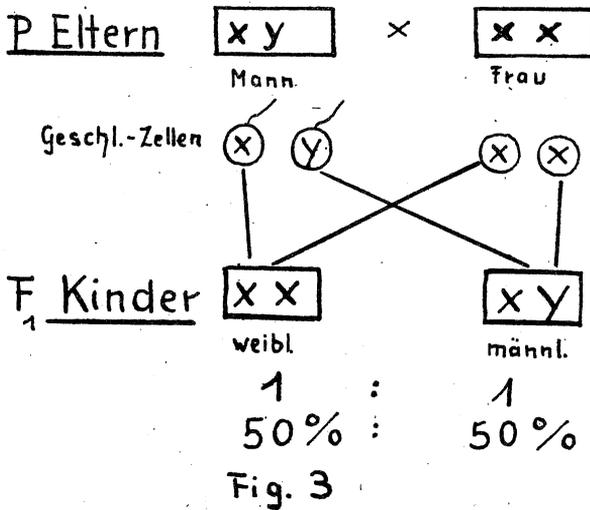
In diesen Chromosomen sind nun die Gene oder Erbanlagen wie Perlen an einer Schnur aufgereiht. Jede Erbanlage hat ihren Platz in einem bestimmten Ort. So könnte z. B. ihren Sitz haben: Augenfarben-Anlage in Chromosom Nr. I, Platz 3; Haarfarben-Anlage in Chromosom Nr. V, Platz 7 etc. (Von den am besten untersuchten Objekten, der Fruchtfliege *Drosophila*, dem Mais, dem Löwenmäulchen, gibt es genaue Chromosomenkarten, auf denen jedes Gen und sein Platz verzeichnet ist.) — Der einfache Chromosomensatz der

männlichen Keimzelle vereinigt sich bei der Befruchtung mit dem einfachen Chromosomensatz der weiblichen Keimzelle zum doppelten Chromosomensatz der befruchteten Eizelle = des jungen, neuen Lebewesens. Alle Kinder beginnen also ihr Leben mit einem gleichen Beitrag an Genen (Erbanlagen) von Seiten des Vaters und von Seiten der Mutter. Das setzt natürlich voraus, daß beide Eltern nur diese gleichen Gene enthalten, also Reinerbigkeit. Das ist aber bei allen Lebewesen, auch beim Menschen, meist nicht der Fall. Nehmen wir z. B. an, der Vater sei blauäugig (alle seine Vorfahren auch), die Mutter sei braunäugig (ebenso ihre Vorfahren). Das durch Befruchtung entstehende Kind bekommt mit der väterlichen Geschlechtszelle ein Gen für blaue Augen, mit der mütterlichen Eizelle das Gen für braune Augen. Es tritt nun nicht eine Mischfarbe auf, sondern das Kind bekommt braune Augen. Dasselbe tritt bei der Kreuzung zweier Spanielhunde mit schwarzem bezw. rotem Fell auf: die Jungen sind schwarz. Es zeigt sich, daß das Gen für Braun (bzw. Schwarz) das blaue (bzw. rote) Gen „nicht zur Wirkung“ kommen läßt, es „überdeckt“. Solche Gene heißen *dominant* (überdeckend), die unterdrückten dagegen *recessiv*. Die recessiven Gene bleiben aber vorhanden. Bei der gewöhnlichen Zellteilung werden alle Chromosomen der Länge nach halbiert. Jede der beiden neuen Zellen erhält die volle Chromosomenzahl, also den doppelten Chromosomensatz (Äquationsteilung). Bei der Geschlechtszellenteilung dagegen werden die Chromosomen nicht geteilt (halbiert), sondern ganze Chromosomen werden verteilt, ihre Zahl wird also auf die Hälfte reduziert (Reduktionsteilung). Die Tochterzellen bekommen also nur je einen Partner jedes Chromosomenpaares. Welcher Partner in die Tochterzelle mit hinübergeht, ist dem Gesetz des Zufalls überlassen. Es werden also jetzt in dem neuen, einfachen Chromosomensatz teilweise frühere mütterliche und teilweise frühere väterliche Gene zusammen sein. Werden nun (aus dem oben erwähnten Hundebeispiel) zwei

solche schwarzen Spaniels, die schwarz sind, aber das Gen für rotes Fell in ihren Keimzellen haben, gepaart, so kann folgendes passieren: Kommt ein schwarzes Gen mit einem schwarzen Gen zusammen, so ergibt sich ein reinerbig-schwarzer Hund. Ein schwarzes und ein rotes Gen ergeben auch einen schwarzen Hund, da Schwarz über Rot dominant ist. Aber da er das rote, recessive Gen in sich hat, ist er schwarz-mischerbig. Nur, wenn von beiden Seiten ein Rot-Gen kommt, wird das Fell rot. Der Hund ist dann reinerbig rot. Recessive Gene können ihre „Wirkung“ äußerlich nur zeigen, wenn sie von beiden Seiten kommen, also kein dominanter Partner sie „überdeckt“. Sie sind also ohne weitere Nachprüfung reinerbig. Ein blauäugiges Kind von braunäugigen Eltern beweist, daß beide Eltern mischerbig sind, also beide den Blaufaktor in sich haben trotz ihrer braunen Augen. Ein Buchstaben-schema soll diesen Vorgang verdeutlichen. (Fig. 2)



Es ergeben sich also 75% schwarze und 25% rote Hunde. Während die roten alle nur reinerbig sein können, sind zwei Drittel der schwarzen mischerbig. Äußerlich, im Erscheinungsbild, sind alle schwarzen gleich, aber im Erbbild verschieden. Die mischerbigen können also auch neben dem schwarzen, dominanten, das recessive rote Gen an ihre Nachkommen weitergeben. So erklärt sich manchmal unter mehreren gleichen Geschwistern ein auffallend abweichendes, z. B. ein geisteskrankes unter gesunden, ein musikalisches unter unmusikalischen, ein blondes unter dunkelhaarigen. — Das Geschlecht ist erblich, und zwar fand man ein Chromosomenpaar, das aus zwei ungleichen Partnern bestand. Da ihre Bedeutung zunächst „unbekannt“ war, hießen sie x- und y-Chromosom. Als sie als „geschlechtsbestimmend“ bekannt waren, fand man, daß beim Zusammentreten von x- mit y-Chromosom ein Männchen entsteht. Das Weibchen wird durch x + x bestimmt. Also bedeutet nun xx = weiblich, xy = männlich. (Fig. 3.) Man sieht hieraus,



daß die Geschlechtsbestimmung der Kinder von den männlichen Keimzellen abhängt, je nachdem ob das „männlich“ ergebende y-Chromosom oder das Weibchen bestimmende x-Chromosom in dem befruchtenden Spermatozoon mitgegeben wird. Es ist also unberechtigt, der Frau „schuld“ zu geben, wenn keine Söhne geboren werden! Wenn man überhaupt von „Schuld“ reden will, dann kann sie biologisch nur beim Mann gesucht werden! (Nat-

türlich hat er keinen Einfluß auf die Zufallsverteilung von x- bzw. y-Chromosom!). — Da nun, wie auf allen andern Chromosomen, auch auf dem x-Chromosom Erbanlagen (Gene) liegen, bezeichnet man diese Gene bzw. die zugehörigen Eigenschaften als „geschlechtsgebunden“. (Das y-Chromosom ist erbanlagen-leer.) So sind die Rotgrünblindheit und die Bluterkrankheit geschlechtsgebunden und recessiv. Geschlechtsgebunden bedeutet aber nicht: an ein bestimmtes Geschlecht gebunden (wie es nach der Bluterkrankheit scheinen könnte), sondern: „Lage auf dem x-Chromosom“. Bei der Bluterkrankheit kennt man zwar nur männliche Bluter, aber theoretisch müßten auch weibliche Bluter möglich sein, wie es bei der Rotgrünblindheit, die denselben Erbgang hat, auch tatsächlich rotgrünblinde Frauen gibt. Da der Bluter sein „männliches“ y-Chromosom vom Vater hat, kann die Bluteranlage, die auf dem x-Chromosom liegt, nur von der Mutter stammen. Sie ist zwar äußerlich „blutgesund“, trägt aber das „kranke recessive Gen“ auf einem ihrer beiden x-Chromosome. Sie ist nur „Trägerin“ (Konduktorin) der Bluter-Erbanlage, die bei ihr von dem gesunden Gen überdeckt wird. Fig. 4 zeigt die Ehe eines blutgesunden Mannes mit einer „Konduktorin“ (= Anlage-trägerin). Die Hälfte der Söhne sind Bluter, die Töchter sind äußerlich gesund, aber die Hälfte sind Konduktorinnen, tragen also die Bluteranlage in sich.

Eine Stammtafel über die Vererbung der Bluterkrankheit in europäischen Fürstenhäusern (Fig. 5) zeigt die „Queen“ (Königin Victoria v. England 1837—1901) als Konduktorin, von der die Bluter-Anlage über 1 Sohn und 2 Töchter in deutsche, russische und spanische Fürstenhäuser getragen wurde.

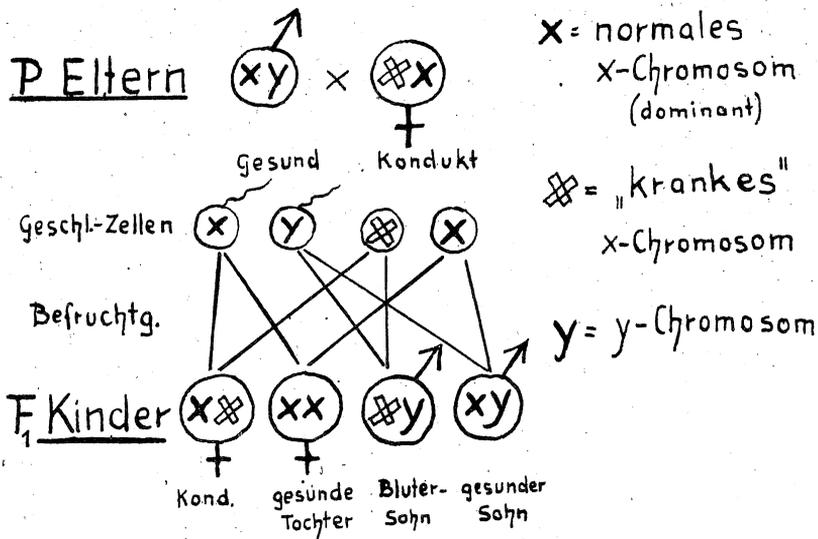


Fig. 4.

Jeder Bluter-Sohn ist ein eindeutiger Beweis für die Herkunft der Bluter-Anlage von der Mutter, da vom Vater, wenn er kein Bluter ist, nur das eine, gesunde x-Chromosom kommen kann: (Vgl. Fig. 4 und 5.) Als Philipp Mountbatten (= Battenberg) die jetzige Königin Elisabeth II. von England heirateten

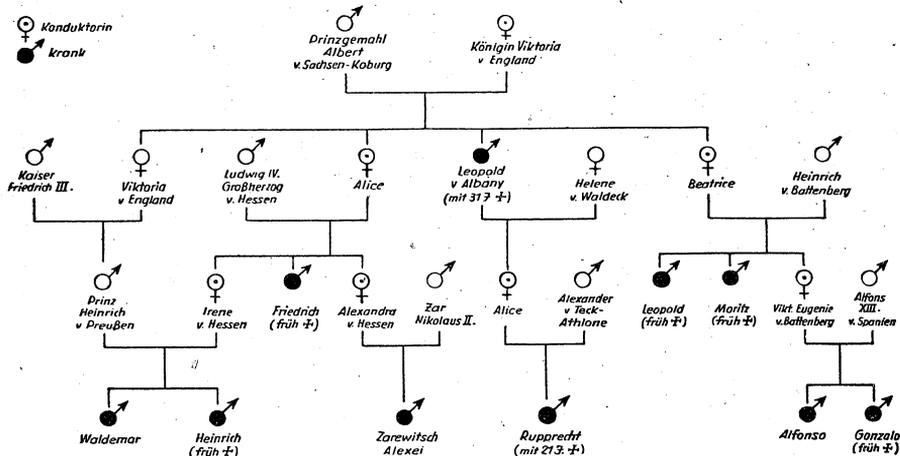


Fig. 5

wollte, machte man sich Gedanken wegen möglicher Vererbung der Bluterkrankheit auf ihre Kinder. Dazu ist zu sagen, daß Elisabeth von ihrer Urgroßmutter (der „Queen“) kein „krankes“ x-Chromosom bekommen haben kann. Denn sie hat es, über ihre väterliche Seite, über 2 Männer bekommen, die keine Bluter waren und daher nur, wie immer im männlichen Geschlecht, ein blutgesundes x-Chromosom weitergeben konnten. Es sind ihr Großvater Eduard VII. und ihr Vater Georg V. — Das zweite x-Chromosom, das Königin Elisabeth (wie jede Frau) besitzt, und das seinen Weg über ihre Großmutter bzw. ihre Mutter nahm, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit gesund, da beide nicht mit der „Queen“ verwandt sind. — Was nun ihren Gatten, Philipp von Edinburgh, aus dem Hause Battenberg, angeht, so ist er kein Bluter, hat also nur ein blutgesundes x-Chromosom. Daher kann auch von väterlicher Seite kein Bluter-Gen die Kinder bedrohen. So sind denn auch Prinz Charles und Prinzessin Anne, die inzwischen geborenen Kinder, keine Bluter und sprechen zumindest nicht gegen die obigen Überlegungen.

*III. Umwelt (Milieu).* Bisher war bei der Vererbung nur von den „erblichen Gaben“, den Erbanlagen oder Genen, die Rede. Wären die Gene allein für die Eigenschaften ausschlaggebend, müßten alle Lebewesen mit gleichen Erbanlagen sich restlos in allen Einzelheiten gleichen. Daß dies nicht der Fall ist, zeigen altbekannte Erfahrungen und einfache Beobachtungen. Der Gärtner weiß, daß seine Kulturpflanzen bei gleichem Saatgut je nach Bodenart, Düngung, Niederschlag, Besonnung, Temperatur, Behinderung durch andere Pflanzen ganz unterschiedlich gedeihen und entsprechend verschiedene Erträge liefern. Eine junge Löwenzahnpflanze („Pusteblyume“) wurde in zwei Teile geteilt. Die eine Hälfte kam ins Hochgebirge. Die beiden völlig erbgleichen Pflanzen entwickelten sich so verschieden, daß man sie für verschiedene Arten hätte halten können. Die Tieflandpflanze zeigte hohen Wuchs, unbehaart, kurze Wurzel. Die Gebirgspflanze war von kurzem, gedrungenem Wuchs, zeigte Behaarung und besaß eine sehr tiefgehende Wurzel. Eine chinesische Primel blüht bei Zimmertemperatur rot, im Gewächshaus bei 33° C dagegen weiß. Bei erbgleichen Wurfgeschwistern eines Schweines wurde das eine Tier durch Hungern nach 6 Monaten zu einem kleinen Tier von nur 15,5 kg, das andere durch Mast ein Riesentier von 55 kg. Diese und andere Versuche zeigen, daß Lebewesen auch bei Erbgleichheit verschieden sein können, daß sie variieren. Man sieht aus den Versuchen unschwer, daß die Ursachen dieser Variabilität (Veränderlichkeit) von erbgleichen Organismen in den Einflüssen der Umwelt liegen. Man nennt solche Abweichungen *M o d i f i k a t i o n e n*. Genauere Untersuchungen mit Lebewesen, deren völlige Erbgleichheit eindeutig erwiesen war, zeigten, daß alle Eigenschaften mehr oder weniger veränderlich sind, je nach der Einwirkung der Umwelt. Dabei gibt es natürlich umwelt-labile und umwelt-stabile Gene bzw. Eigenschaften. Eineiige Zwillinge, die sozusagen zwei „Hälften“ eines ursprünglich als Einheit gedachten Lebewesens sind, lieferten den eindeutigen Beweis, daß ihre etwaigen Verschiedenheiten auf Umwelt-(Milieu-, Erziehungs-)Einwirkung be-

ruhen. Jede Eigenschaft ist also das Produkt aus Erbanlage und Umwelt. Beide sind unlösbar miteinander verknüpft. Eine Anlage kann sich nur so weit auswirken, als es die Umwelt („Milieu“) zuläßt. Und die Umwelt („Milieu“) kann nur so weit eine Wirkung ausüben, als die Erbanlage ihr entgegenkommt. Eine Erbanlage bedeutet also nicht die Festlegung auf eine bestimmte, persönliche Eigenschaft, sondern nur eine erblich festgelegte Verhaltensweise (= Reaktionsnorm) gegenüber der Umwelt, also verschiedene Möglichkeiten. Hiernach kann sich jeder selbst sagen, daß nur ein Zusammenwirken von Begabung und Erziehung ein gutes Resultat ergeben kann. Dabei ist zu beachten, daß die meisten Resultate dieses Zusammenwirkens einen Mittelwert ergeben, während die starken Abweichungen nach einer oder der anderen Seite, d. h. die Hervorragenden und die Unterdurchschnittlichen, am seltensten sind. Weiter ergibt sich auch, daß eine solche persönlich erreichte Eigenschaft nicht vererbt wird. Vererbt wird nur die „Gabe“ (Erbanlage), d. h. das gleichartige Reagieren auf die jeweilige Umwelt (Milieu, Erziehung). Der Nachkomme mit gleicher Anlage hat zwar die Möglichkeit, die gleiche, hohe persönliche Leistung zu erreichen, muß es aber nicht. Es ist gut möglich, daß er zu dem häufigen Mittelwert oder gar zu dem seltenen Mindestwert dieser Rahmenplanung gehört. (Man spricht auch von Mittelwert und Plus- und Minus-Varianten.) Ergebnis: Persönlich erreichte sog. erworbene Eigenschaften sind nicht erblich.

*IV. Mutationen.* Bei den eben behandelten, nicht erblichen Abweichungen (Modifikationen) wurden die Erbanlagen (Gene) unverändert von Generation zu Generation weitergereicht, selbst wenn sie sich eine oder mehrere Generationen hindurch nicht im äußeren Erscheinungsbild bemerkbar gemacht hatten. Es war also nur von der Vererbung als dem konservativen Prinzip die Rede. Wenn wir uns aber Augen- und Haarfarben, Körperformen, Größe, Blütenformen, verschiedene Begabungen, krankhafte erbliche Abänderungen, verschiedene Tier- und Menschenrassen ansehen, so drängt sich der Gedanke an die Möglichkeit einer erblichen Veränderung der Gene auf. Also Ergänzung des konservativen durch ein fortschrittliches, änderndes Prinzip. Besonders bei Tieren und Pflanzen wurden von den Züchtern vereinzelt unter ihren reinen Rassetieren plötzlich auftretende, erbliche Abweichungen beobachtet. Solchen Vorgang, dessen Ursachen man nicht kannte, nannte man *Mutation*, die Individuen *Mutanten*. Das Wort bedeutet (genau wie Modifikation und Variation) ursprünglich nur „Veränderung“, ist aber jetzt zum eingeeigneten Fachausdruck geworden: *Mutation* = Änderung eines Gens, das dann auch in seinem neuen, mutierten Zustand erblich ist. (Zur Vereinfachung sei hier nur von Gen- oder Punkt-Mutationen die Rede; die Chromosomen- und Ploidie-Mutationen bleiben unberücksichtigt.) Von vielen Mutationen kennt man ihr Erstauftreten, z. B. den „Ahnherrn“ der schlitzblättrigen Schöllkräuter, der plötzlich im Jahre 1590 im Garten eines Apothekers in Heidelberg auftrat. Die Bluterkrankheit hat als „*spon t a n e M u t a t i o n*“ ihren Ursprung wohl an der Schweizer Grenze. (Vgl. E. Zahn: Die Frauen v. Tanno.)

Auch heute noch besteht die Möglichkeit einer solchen Neu-Mutation. Ähnlich ist es mit der Dackelbeinigkeit, den Trauer- und Hängeformen der Bäume, dem Albinismus, der Angorahaarigkeit etc. Erbliche Mißbildungen und Krankheiten haben mutierte Gene, sind durch Mutation aus normalen Erbanlagen entstanden. All die verschiedenen Rassen, auch des Menschen, sind so entstanden zu denken. Viele Mutationen sind schädlich, ungünstig. Unter ihnen gibt es solche, die das damit behaftete Lebewesen töten, ehe es geboren wird. Man nennt diese Gene *Letalgene* oder *Letalfaktoren*, also „tödliche“ Gene. Ist ein solcher Letalfaktor dominant (überdeckend), genügt sein Vorhandensein bei einem Elternteil. Ist es recessiv (unterdrückt), müssen ihn beide Eltern mitgeben, damit der Embryo abstirbt. Manche Fälle von Unfruchtbarkeit, Fehlgeburten dürften durch solche Letalfaktoren veranlaßt sein. — Über die Entstehung von Mutationen wissen wir vieles noch nicht. Durch Tierexperimente weiß man aber, daß energiereiche Chemikalien (Senfgas, Formalin, Peroxyde etc.) Mutationen hervorrufen können. Der amerikanische Zoologe und Nobelpreisträger von 1946, Hermann J. Muller konnte durch Strahlen (Röntgenstrahlen) bei der Fruchtfliege (*Drosophila*), dem „Haustier“ der Erbforscher, Mutationen erzeugen. Weitere Forschung ergab, daß Röntgenstrahlen bei allen Lebewesen von den Viren bis zu den Säugetieren (also auch beim Menschen), Mutationen auslösen können. Des weiteren stellte sich heraus, daß alle ionisierenden Strahlen [d. h. solche, die Ionen (= elektrisch geladene Teilchen) erzeugen können] mutagen sind, also Mutationen erzeugen können. Dabei fand man, daß die Mehrzahl schädliche, oft letale Mutationen waren. Aber schon immer hat es in der Natur auch Mutationen gegeben, die es den Nachkommen erlaubt haben, sich zahlreicher fortzupflanzen als die normalen Formen, weil sie der (etwas geänderten) Umwelt besser angepaßt waren. Aus diesen in langen Zeiträumen Schritt für Schritt aufeinander folgenden Vorgängen besteht die stammesgeschichtliche Entwicklung der Lebewesen, auch des Menschengeschlechts. Es hat also schon immer eine gewisse Mutationshäufigkeit, eine *Mutationsrate* gegeben, die bisher genügte, den Menschen auf seinen gegenwärtigen Stand zu entwickeln.

V. *Atomenergie*. Solange man glaubte, aller Stoff sei aus unteilbaren Partikeln, den Atomen (von *atomos* = unteilbar) aufgebaut, wußte man nichts von natürlichen Strahlungen. Mit der Entdeckung des Radiums (= „der strahlende Stoff“) wurde es anders. Der Atomzerfall war von „Strahlung“, d. h. sich im Raum bewegender Energie begleitet: *Atomenergie*. Wir wurden auf die „natürliche Radioaktivität“ aufmerksam, wir hörten von „kosmischen Strahlen“. Beides kommt praktisch überall auf der Erde vor. Von großer Bedeutung ist es, daß man versucht hat, diese natürliche Strahlung, die den Menschen an verschiedenen Stellen der Erde wohl in verschiedener Menge trifft, zu messen. Man bezeichnet die Summe aller dieser natürlichen Strahlungen als Grund-, Hintergrund-(background-)Strahlung. In England gibt man sie mit  $\frac{1}{3000}$  r pro Woche an. (1 r = 1 Röntgen

= die Strahlenmenge, die 1 Ionenpaar in einem bestimmten Volumen erzeugt.) In Schweden ist sie bedeutend höher (Radium- und Uranvorkommen!). Die Größe dieser Grundstrahlung erreicht selten mehr als ein  $\frac{1}{300}$  r pro Woche. Das ist nichts im Vergleich mit der Strahlenmenge, die von Röntgenapparaten und Radiumpräparaten herrührt und natürlich erst recht nichts im Vergleich mit den Ausstrahlungen, die von Atomspaltungsanlagen oder gar von Atombomben, kurz: von Atomenergie herrühren, mit der der Mensch arbeitet und immer mehr arbeiten wird. Diese Atomenergie ist aus dem menschlichen Leben nicht mehr wegzudenken. Es kommt jetzt darauf an, die Gefahren zu kennen und ihnen zu begegnen. Die ersten Strahlenforscher sind z. T. Opfer dieser Gefahrenunkennntnis geworden. Bekannt ist die schädigende Wirkung von bestimmten Strahlen auf lebende Zellen. Manche Zellgruppen werden zerstört. Man benutzt solche Strahlen gegen gut- und bösartige Geschwülste. Um Unfruchtbarkeit zu erzielen, werden Bestrahlungen angewandt. Dabei kann man totale wie vorübergehende Sterilisation erreichen. Die mit den Strahlungsapparaturen umgehenden Personen werden gegen Strahlenwirkung auf ihren Körper geschützt, man kennt die „tragbare“ Dosis = T o l e r a n z - D o s i s. — Nun ist aber jedes Individuum Träger von Keim- oder Geschlechtszellen. Die Fortpflanzung ist keine individuelle Angelegenheit, sie ist eine Angelegenheit des Lebens selbst. Die Individuen sind dabei nur die Werkzeuge für das Weitertragen des lebendigen Stoffes durch die Zeiten. Wir haben oben (s. Mutation) gesehen, daß durch Strahlen wichtige Abänderungen der Erbanlagen eintreten können, die sich erst in den folgenden Generationen zeigen und von denen die meisten d e t r i m e n t a l (schädlich), vielfach sogar l e t a l (tödlich) sind. Über ihre erbmäßige Beschaffenheit machen sich die meisten Menschen keine Gedanken, höchstens einmal, wenn in ihrer Sippe vererbte Defekte körperlicher oder psychischer Art bekannt geworden sind. Ist das nicht der Fall, dann können wir uns auch nicht für die erbmäßige Beschaffenheit unserer Kinder verantwortlich fühlen. Denn wir sind auf die Zusammensetzung der Erbinheiten unserer Geschlechtszellen ohne Einfluß. Wir haben auch keinen Einfluß darauf, welche Erbanlagen in der befruchteten Eizelle zusammentreffen. Die Natur hat uns die Gene zugeteilt. Aber in der heutigen Zeit stehen wir vor einer neuen Situation. Wir sind dabei, die Mutationshäufigkeit (Mutationsrate) künstlich heraufzusetzen, wir können künstlich eine neue erbmäßige Beschaffenheit hervorbringen. Deshalb sind wir für einen Teil der Mutationen verantwortlich, die vielleicht der Menschheit in den kommenden Generationen ihr Gepräge geben — nicht für die Beschaffenheit der Mutationen, aber dafür, daß sie überhaupt vorkommen. Wie schon oben erwähnt, sind die allermeisten Mutationen schädlich. H. J. Müller fand unter 1000 Drosophila-Fliegen, deren Eltern mit 150 r bestrahlt worden waren, 156 Mutationen: 25 dominant letale (tödliche), 25 recessiv letale, 100 detrimental (schädliche), 5 recessive sichtbare, 1 dominante sichtbare. Dazu kommt ein hoher Prozentsatz von Sterilität. Das Erschreckende ist, daß die Zahl der Neu-Mutationen proportional der Strahlen-

dosis ist. Dabei ist es gleichgültig, ob 100 r in 1 Minute, oder 1 r in 100 Minuten einwirken! Schon die kleinste Dosis kann also die Erbanlagen in den Chromosomen treffen und mutieren. Die gleiche Zahl von (meist schädigenden) Mutationen wird also erreicht, gleichgültig, ob eine Gesamtstrahlendosis in einer Portion kurzfristig einwirkt oder sich in kleinen Mengen über Jahre verteilt! (Man kann sich den „Beschuß“ der Gene mit Strahlen etwa als „Gewehrschüsse“ vorstellen. Einzelne, oft genug wiederholt, werden nach und nach die gleiche Treffersumme erzielen wie größere Salven in kurzer Zeit.) Für den Genetiker gibt es hiernach keine genetisch-tragbare Dosis, selbst die kleinste Dosis kann mutieren. Wir laufen also Gefahr, mit der Einführung des Atomzeitalters eine erbliche Verschlechterung für künftige Generationen zu schaffen, ohne schon schlimme Wirkungen bei unseren Kindern zu sehen. Damit rückt jede Strahleneinwirkung in ein neues Licht, soweit sie, beabsichtigt oder nicht, unsere Geschlechtszellen bezw. -drüsen trifft. Die Röntgenaufnahme, die Reihendurchleuchtung, die therapeutischen Radiumbestrahlungen, das alles muß unter anderen Gesichtspunkten gesehen werden als bisher. Mindestens müssen wir an die Verantwortung denken, die wir für die kommenden Geschlechter haben. Von vielen Stellen wird in der Öffentlichkeit darauf hingewiesen. Mitten in der Begeisterung, mit der wir die Atomkraft begrüßten, haben verantwortungsbewußte Biologen, Mediziner etc., vor allem H. J. Muller, die Frage erhoben: Geben wir uns damit zufrieden, unsern Nachkommen Macht und Mittel zu verschaffen, die Urkräfte für den technischen Nutzen zu zähmen, während wir uns gleichzeitig der Verantwortung für deren erbmäßige Gesundheit entziehen? Kann das Verantwortungsbewußtsein aller für diese Frage geweckt werden? Wenn ja, dann nur mit Hilfe einer Aufklärung weiter Kreise.

Die Kräfte, die da entbunden sind, sind die Strahlungsenergien, die einzelne Individuen vernichten, die schon auf den Embryo deformierend und sterilisierend wirken können, die Sterilität hervorgerufen und die — was am gefährlichsten ist — unsere Keimzellen treffen und dadurch die erbmäßige Beschaffenheit künftiger Generationen verändern und so deren Wohl und Wehe mitbestimmen können.

Vielleicht helfen die vorstehenden Ausführungen mit zum Verständnis für die heutige Situation und liefern Unterlagen für ein eignes Urteil. Viel ist schon erreicht, wenn überall die von Sachkennern empfohlenen Schutzmaßnahmen verstanden und eingeführt werden. Es darf nicht zu dem kommen, was der Titel eines Kosmos-Buches von Charlotte Auerbach ausdrückt:

„Weh dir, daß du ein Enkel bist.“

# 100 Abende Klaviermusik

Von Hans Peter Range

Wer selbst Klavier spielt, weiß, wie schwierig es ist, nur ein einziges Prélude von Chopin oder gar eine ganze Sonate technisch fehlerfrei und auswendig vorzuspielen. Man darf außerdem nicht vergessen, welchen großen physischen und psychischen Belastungen jeder Klaviervirtuose ausgesetzt ist, wie umfangreich sein Repertoire und wie vollendet sein Können sein muß, um sich in einer der vielen Reihen zahlloser Konzertpianisten behaupten zu können.

Ich möchte einen Überblick über 100 Klavierabende geben, die ich in den vergangenen Jahren besucht habe.

Die ersten Konzerte hörte ich in Neustrelitz, und zwar spielte Edwin Fischer im Jahre 1940 das heitere C-Dur-Konzert von Ludwig van Beethoven. Edwin Fischer galt damals mit Recht als einer der bedeutendsten Klavierspieler in der Welt und als der hervorragendste Beethoveninterpret. Er war der legitime Nachfolger der berühmten Hans von Bülow, Eugen d'Albert und Ferruccio Busoni und hatte als gefeierter Pianist die Konzertsäle in aller Welt kennengelernt. Wie großzügig also, daß sich dieser große Künstler — wohl auf Grund seiner noch heute bestehenden engen Freundschaft zu Herrn Hermann Warncke — mehrfach bereit erklärte, sich von dem Orchester des Landestheaters begleiten zu lassen, das sich alle Mühe gab, diesem berühmten Gast zu gefallen.

Rosl Schmid, 1942 erst 31 Jahre alt, war nicht nur in Neustrelitz, sondern auch in Berlin oder Hamburg eine der unbekannteren Pianistinnen. Um so erfreulicher war es, daß sie, die heute an der Musikhochschule München unterrichtet, das nicht einfache c-Moll-Konzert Beethovens so sicher und elegant darbot. Auch ihre Zugabe (Rondo G-Dur op. 129, bekannt unter dem Namen „Die Wut über den verlorenen Groschen“) fand großen Beifall.

Wieviel schwieriger es ist, einen Klavierabend statt eines Klavierkonzertes zu geben, stellte ich erstmals 1948 in Kiel fest, als Detlef Kraus ohne Orchesterbegleitung Werke von Mozart, Beethoven und Liszt vortrug. Detlef Kraus, ein damals noch unbekannter Pianist, spielte für meine Begriffe derart fabelhaft, daß ich mir vornahm, möglichst viele Klavierabende zu besuchen. Die drei Beethoven-Sonaten op. 31 und (als Zugabe) Liszts Gnomengenreigen überwältigten mich damals, und ich konnte mir eigentlich kaum vorstellen, daß es außer ihm auch noch andere Menschen geben sollte, die derartige Fähigkeiten aufweisen können.

Im Winter 1948/49 wurde in Kiel ein Beethoven-Zyklus veranstaltet. Hans-Erich Riebensahm, heute Professor an der Musikhochschule in Berlin, spielte an sechs Abenden alle 32 Klaviersonaten Beethovens. An diesen Abenden, die mir immer unvergeßlich bleiben werden, zogen an mir erstmals die unzähligen Passagen und himmlischen Akkorde dieses Neuen „Testaments“, wie Hans von Bülow diese Sonaten nannte, an mir vorüber, und ich bemühte mich, die geniale Größe Beethovenscher Kompositionskunst wirklich zu erleben. Bislang waren mir nur einzelne Kernthemen der populärsten Sonaten bekannt

gewesen, und ich hatte irrtümlich angenommen, diese allein seien die Höhepunkte der Klavierkompositionen des großen Meisters. Beethovens große f-Moll-Sonate, die Appassionata, hatte ich schon vorher zwar einige Male gehört, aber ich kannte nicht die liebliche Sonate op. 2 in derselben Tonart; auch die bekannte c-Moll-Sonate, die Pathétique, hatte ich schon oft gehört, aber was wußte ich von der c-Moll op. 10 oder gar von der tiefgründigen c-Moll op. 111? Die gewaltigste Sonate aller Sonaten, Beethovens B-Dur op. 106 (Hammerklaviersonate), von der Beethoven sagte: „Da haben die Pianisten etwas, woran sie 50 Jahre arbeiten müssen“ (es sollte noch länger dauern, ehe sie in Konzerten — von H. v. Bülow — vorgetragen wurde), hatte ich ebenfalls noch niemals gehört. Ein Musikkritiker sagte mir damals: „Glauben Sie nicht, daß ein Mensch eine Beethoven-Sonate kennt, wenn er sie nur drei- oder viermal gehört hat. Diesen Reichtum lernt man erst begreifen, wenn man jeden Ton, jeden Akkord schon im voraus „hört“ und sich ein Bild Beethovens vor die Nase hält!“ Er hatte recht, denn die gewaltige Größe jener Werke empfindet man erst, wenn einem alle Nuancen, auf die es letztlich ankommt, geläufig sind.

Inzwischen konzertierten in Kiel mehrmals Detlef Kraus und Hans Priegnitz, die sich den Romantikern widmeten. Kraus imponierte mit Chopins 12 Etüden op. 10 und mit den Legenden von Franz Liszt. Priegnitz, ein schon damals nicht unbekannter Pianist, trat mit dem idyllischen a-Moll-Konzert von Robert Schumann hervor, das mich immer wieder begeistert. Einen Chopin-Abend gab kurz darauf der in Deutschland völlig unbekannte Frédéric Ogouse. Dieser Abend ließ offensichtlich werden, wie groß das Können auch eines wohl drittrangigen Pianisten sein muß, ehe er das Podium betreten darf.

Aber dann stand eines Tages, es war am 29. März 1949, an der Eingangstür zum Kieler Methodistensaal auf einem Plakat ein Name, den ich noch nie gehört hatte und der für mich mit dem Höhepunkt der Klaviermusik immer verknüpft bleiben wird: Professor Wilhelm Kempff. Sein Klavierabend war von einem derart überragenden Niveau, daß die Zuhörer in nicht endenwollenden Beifallsstürmen ihre große Zuneigung bekundeten. Kempff gab an diesem Abend nicht weniger als sieben Zugaben, darunter auch eigene Kompositionen (reizende Kinderlieder mit zauberhaften Variationen), die besonderen Beifall fanden. Zu seinem Vortrag zählten die A-Dur-Sonate op. 101 von Beethoven, Schumanns Kreisleriana und die h-Moll-Sonate von Liszt, die technisch an der Grenze des Spielbaren liegt. In späteren Klavierabenden hatte ich Gelegenheit, die überwältigenden Fähigkeiten dieses heutzutage in der ganzen Welt wohl bedeutendsten Konzertpianisten näher kennenzulernen, denn von ihm hörte ich bisher fast alle Beethoven-Sonaten (erst vor wenigen Wochen die große Hammerklavier-Sonate), alle fünf Klavierkonzerte Beethovens sowie zahlreiche Werke von Chopin, Bach, Schubert, Brahms, Liszt und Mozart. Das unvergleichlich souveräne Spiel dieses großen Künstlers (Kempff spielt alle Werke meist mit geschlossenen Augen und ein wenig nach hinten geneigtem Kopf) hinterließ immer wieder einen fast faszinierenden Eindruck, und ich möchte sagen, daß seine Klangfarbenskala und sein gewaltiges Repertoire unerreicht bleiben. Mit unfehlbarem Vertrauen auf seine innere Kraftfülle vermittelt er das authentische Beethoven-Erlebnis.

Bei vielen Konzerten ist zu beobachten, daß zahlreiche Japaner, Chinesen, Inder und Perser — meist abonnierte — Plätze einnehmen und für die Musik der Klassizistik und Romantik ein besonderes Interesse bekunden. Die Mehrzahl der Zuhörer sind ältere Damen, wohingegen die Jugend nur relativ gering vertreten ist. Obwohl in Berlin einige Millionen Menschen leben, trifft man sehr häufig Zuhörer, die man schon bei früheren Konzerten oft gesehen hat. Also selbst in Berlin gibt es ein gewisses Stammpublikum.

In weiteren Konzerten hörte ich Branca Musulin, jene charmante Pianistin, die sich auch in großem Umfang den Werken der *musica nova*, über die ich noch kurz berichten werde, widmet, sowie Elly Ney, Julian von Karolyi und Conrad Hansen.

Elly Ney — erstmals erlebte ich sie 1952 in Tübingen — war trotz ihres hohen Alters auch noch 1957 eine vielbejubelte Beethoven-Interpretin, die sich ihr ganzes Leben lang vorwiegend den Werken Beethovens zugewandt hat und die noch immer unermüdlich ihrer Konzerttätigkeit nachgeht.

Julian von Karolyi, ein äußerst sympathischer und bescheiden auftretender Pianist von Weltklasseformat, der abwechselnd seinen Wohnsitz in Hollywood und in München hat, ist einer der bedeutendsten Chopin- und Liszt-Spieler, dessen Vorfahren in Ungarn, seinem Geburtsland, beheimatet waren. Karolyi, inzwischen 44 Jahre alt geworden, entstammt der Schule des großen Alfred Cortot, den ich noch bewundern durfte, als Cortot schon sein 80. Lebensjahr überschritten hatte. Natürlich sind Karolyis Klavierabende in Berlin stets ausverkauft, denn er führt das Publikum ins Zentrum Chopinscher Musik. Unvergeßlich ist mir jener Klavierabend, als Karolyi die 24 Préludes und die 24 Etüden in höchster Vollendung vortrug, obwohl, wie ich wußte, er sich vor Konzertbeginn seinen linken Zeigefinger verletzt hatte. Seine Interpretationskunst aber litt darunter nicht, denn beneidenswerte Diszipliniertheit und Energie gehören zu den Grundeigenschaften großer Klavierspieler.

Im Dezember 1952 besuchte ich erstmals einen von Conrad Hansen gegebenen Klavierabend. Hansen, Meisterschüler von Edwin Fischer, ähnelt seinem großen Lehrmeister nicht nur hinsichtlich der Körperhaltung an Flügel, sondern auch in Bezug auf den masculinen Interpretationsstil und auf die Tiefgründigkeit, die seinem Spiel innewohnt. An diesem Abend trug er 4 Sonaten Beethovens, an einem späteren die 33 Diabelli-Variationen und die populäre Waldsteinsonate vor. Der heute an der Detmolder Musikhochschule amtierende Künstler gilt seit vielen Jahren zumindest in ganz Europa als berühmter Konzertpianist und macht seinem großen Lehrer alle Ehre.

Stefan Askenase, gebürtiger Pole, dessen Mutter Schülerin von Chopin gewesen war, ging (wie auch Elly Ney) durch die Schule Emil von Sauers, lebt seit den zwanziger Jahren in Brüssel und ist vorwiegend als routinierter Chopin-Spieler bekannt. Er ist keiner der auf besondere Bravour bedachten Virtuosen, wie etwa Shura Cherkassky, sondern mehr ein sensibler Interpret, der Chopins Werke mehr dem eigenen Spiel Chopins anzugleichen versucht, also den Stil der romantischen Salonmusik darbietet. Die Mazurken und Nocturnes scheinen ihm mehr als die Etüden zu liegen, womit ich aber kein Werturteil abgeben will.

Nach Gerhard Puchelt, einem vorwiegend in Berlin bekannten, sehr akkurat spielenden Pianisten, Helmut Roloff und Günter Plagge (alle drei Künstler sind als Professoren an der Hochschule für Musik in Berlin tätig) hörte ich auch den unvergeßlichen Walter Gieseking. Von diesem weltbekannten Künstler, der 1956 im 61. Lebensjahr verstorben ist, wird berichtet, er habe Debussy erst berühmt gemacht, Wenn ich auch der Musik des Impressionismus verständnislos und den Werken der musica nova ablehnend gegenüberstehe, weil ihnen m. E. Ästhetik, gegenständliches Ausdrucksvermögen sowie die seit Jahrhunderten allein gültig gewesenen kompositorischen Fundamente fehlen (insbesondere die Atonalität basiert bekanntlich auf völlig anderen, neuen und teilweise mit mathematischen Spekulationen verbundenen Kompositionsformen), so hatten doch gewisse Werke Debussys (z. B. die 12 Préludes) unter Giesekings Händen einen besonderen Reiz, der zwar eigenartig neu, aber eindrucksvoll zur Wirkung kam. Giesekings Auffassung von den Werken Beethovens war zweifellos eine andere als diejenige der großen Beethovenspieler Fischer und Kempff, denn sie war milder. Ganz besonders kam dies z. B. bei dem 3. Satz des großen und wohl schönsten Konzertes aller Konzerte, des Es-Dur-Klavierkonzertes op. 73 von Beethoven, zum Ausdruck.

Dieses Es-Dur-Konzert ist einer besonderen Erwähnung wert, weil es allgemein als das bedeutendste und klangschönste Werk der gesamten Klavierliteratur anerkannt ist. Wilhelm Furtwängler sagte über dieses Konzert: „Hier überschreitet der Komponist die Grenze des Schönen!“ Das Es-Dur-Konzert entstand in der Nachbarschaft der berühmten Appassionata, des einzigen Violinkonzertes, der V. und VI. Sinfonie und der herrlichen Klaviersonaten in G-, Fis- und Es-Dur. (Wenn auch meist im 1. Satz des Konzertes Beethovens Original-Kadenz zu hören ist, so empfiehlt es sich doch, die eigenen Kadenz von Wilhelm Backhaus und Wilhelm Kempff einmal zu hören, denn diese Eigen-Kadenz sind derart beglückend und zugleich faszinierend, daß es bedauerlich ist, sie so selten miterleben zu können.)

Wilhelm Backhaus, der Senior der heutigen Konzertpianisten, widmet sich vorwiegend den Werken Beethovens, obwohl er auch die Werke Schumanns (Carnaval, C-Dur-Phantasie etc.) und Chopins (Etüden, Sonaten b- und h-Moll) in Berlin vorgespielt hat. Backhaus erntete auf wohl allen Podien der Konzertsäle in aller Welt größten Ruhm, der kaum geringer ist als der seines großen Lehrers Eugen d'Albert. Ein Klavierabend von Backhaus wird jedem Zuhörer stets ein besonderer Genuß sein.

Aus der Vielzahl der Pianisten und Pianistinnen, die ich in Konzerten zu sehen und zu hören Gelegenheit gehabt hatte (Jacob Gimpel, Friedrich Gulda, Poldi Mildner, Delia Carlapai, Winfried Wolf, Ernest Ulmer, Raimund Schlesier, Agnes Walker, Kurt Appelbaum, Grete von Scharfenberg, Jan Smeterlin, Valentino Marconi usw.) möchte ich vier Namen noch besonders hervorheben: Claudio Arrau, Géza Anda, Shura Cherkassky und Robert Casadesus, denn diese vier Pianisten stehen neben Kempff, Backhaus und Karolyi in der vordersten Reihe der weltberühmten Künstler.

Claudio Arrau, jener Universalpianist, dessen Repertoire von Bach bis Poulenc reicht, hat schon 1920 als 16-jähriger im Gelben Saal des Neustrelitzer Schlosses konzertiert. Ein von ihm dargebotenes Adagio Beethovens wird heute durch ihn zu einem feierlichen Gottesdienst, zu einem Erlebnis in der

Musik überhaupt. Mit allergrößter Ehrfurcht steht der Zuhörer vor jenen Akkorden und vor diesem Meister. Äußerst tiefgründig, milde und fast schlicht wirkt auch Arraus Vortrag eines Werkes von Chopin, dessen Kompliziertheit sich bei ihm aufzulösen scheint. Seine vornehme Erscheinung und sein mit größter seelischer Hingebung dargebotenes Spiel machen seine Klavierabende zu einem Höhepunkt in der Musik.

Eine der zweifellos bedeutendsten Nachwuchspianisten ist der 1921 in Ungarn geborene, heute in der Schweiz lebende Géza Anda. Obwohl sich Anda in großem Umfange der Musik seines Landsmannes Bartók zuwendet, spielt er auch die Werke der Romantiker (Schumanns Carnaval, Davidsbündler Tänze, Brahms große Paganini-Variationen oder das äußerst selten zu hörende Allegro de Concert op. 46 von Chopin) mit vortrefflicher Präzision und in bestechender Weise.

Technisch einfach unübertrefflich ist der 1911 in Odessa geborene Shura Cherkassky, der seit vielen Jahren in USA lebt und erstmals 1936 in Europa konzertierte. Sein Spiel ist zwar optisch wenig ästhetisch (insbesondere seine unnachahmliche, jedem Lehrbuch Hohn sprechende Haltung der Hände), aber er ist ein wahrer Hexenmeister am Flügel. Seine Darbietungen der Werke Tschaikowskys (b-Moll-Konzert), Liszts und vor allem Chopins (hier glänzt er meist mit den Etüden) verdienen besondere Erwähnung.

Auch Robert Casadesus ist ein weltberühmter, eleganter Pianist, dessen Konzerte stets ausverkauft sind. Nachdem Alfred Cortot den Höhepunkt seiner Laufbahn überschritten hat, gilt er z. Z. als bedeutendster Pianist Frankreichs. Mit vortrefflicher Disziplin und Genauigkeit (bei der Appassionata allerdings ohne die erforderliche Leidenschaft) interpretiert dieser, in Berlin häufig auftretende Künstler, den man mit einem Marquis des vorigen Jahrhunderts vergleichen möchte, fast alle Werke der Klassiker und Romantiker. Wohl selten versäumt er es, in seine Programme D. Scarlatti oder Mozart einerseits und Debussy oder Ravel andererseits aufzunehmen. Immer wieder wird man mit Entzücken dem Vortrag dieses großen Künstlers folgen. —

Jeder Pianist spielt die großen Werke nach eigenem Empfinden, so daß jedes Werk durch jeden Künstler immer wieder eine unterschiedliche Form, ein anderes Gesicht erhält. Allen diese genannten und auch den unerwähnt gelassenen Klaviervirtuosen gebührt immer von neuem unser Dank, denn Millionen Menschen werden von jenen Künstlern durch unzählige Konzerte beglückt und durch das unerschöpfliche Reich der holden Frau musica geführt.

---

*Spruch auf alter Sonnenuhr:*

**Es ist schon später als Du denkst!**

## Berühmte Studenten der Georgia Augusta in Göttingen



*Albrecht Thaer*  
(1752-1828)



*Karl Freiherr vom Stein*  
(1757-1831)



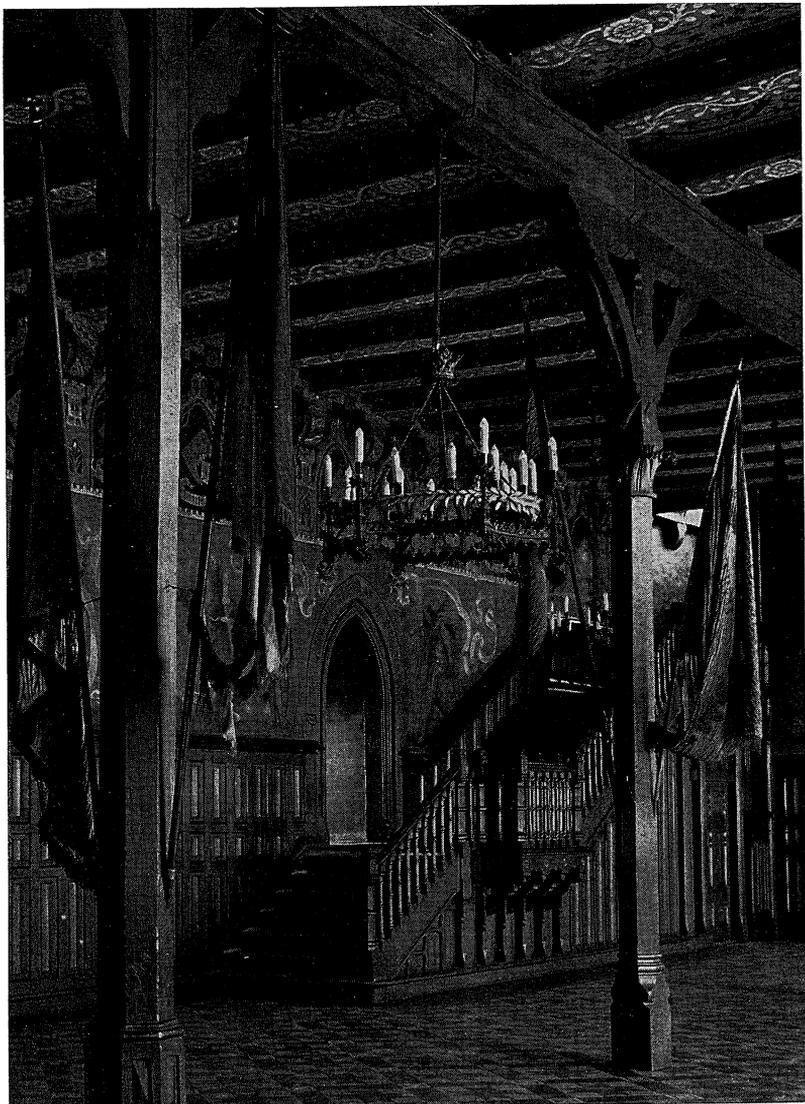
*Carl Friedrich Gauß*  
(1778-1885)



*Robert Wilhelm Bunsen*  
(1811-1899)



*Otto von Bismarck*  
(1815-1898)



*Rathaushalle in Göttingen*

# URSPRUNG UND ZIEL

Von Korvettenkapitän a. D. Hermann Brunswig

„Das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickeln, um der Zukunft eine Bürgschaft der Dauer zu geben. — Mein Wunsch ist, daß Deutschland seine nationale Unabhängigkeit wiedergewinne, um sich behaupten zu können. Das ist das Interesse der Nation und ganz Europas.“

Karl Freiherr vom Stein, 1813.



*Hermann Brunswig*

Inmitten des mächtigen Stromes, der die europäische Staatengesellschaft erzeugt und geformt hat, ist keine Einzelentwicklung mit dem europäischen Macht- und Kulturzusammenhang so eng verflochten gewesen wie die deutsche, im Geben und Nehmen, im Handeln und Leiden, im Guten wie im Bösen. Vom Eintritt Deutschlands an in die Geschichte bis hin zu dem tragischen Geschehen unserer Tage hat sich dieses Grundgesetz des deutschen Daseins immer wieder erneut, und alle Zukunft, ob sie sie hinnehmen oder zu meistern suchen, wird die Deutschen diesem Gesetz immer wieder unterwerfen. Ursprung und Ziel im Gang der deutschen Geschichte ist nur aus diesem Gesetz, ist nur von Europa her, nach Europa hin zu begreifen.

Dieser deutsche Staat wird geboren zur selbigen Stunde wie der französische, als sich 843 im Vertrag von Verdun Ostfrankreich und Westfrankreich voneinander lösen, trennen, was jahrhundertlang in enger Gemeinschaft lebte. Alles, was später deutsches Land und deutsches Volk heißt, wurzelt in den beiden Hälften Europas, im Westen und im Osten, hat das Zwiespältige dieses Ursprungs niemals verloren. Jene Lande um Weser und Elbe, von denen der Kampf gegen Rom ausging, gehören diesem Staate ebenso an wie Trier und das Moselland, so lange der wunderreiche Mittelpunkt zwischen römischer Herrschaft und römischer Sitte, noch heute dem Westen seelisch

näher verwandt als dem kalten, nüchternen Osten. Aber diese Trennung leitet den Gegensatz ein, der die europäische Entwicklung bestimmt hat, den Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland, bedingt durch die bei der Trennung erfolgte Grenzziehung. Im Westen die Scheidung gegen Frankreich, die sich ein Jahrtausend lang als so beständig erwies; im Norden zu Land nur eine schmale Brücke in die germanisch-skandinavische Welt: im Osten von der Elbmündung bis in die bayrischen Alpen hinein, ein dünn besiedeltes Land, alles noch in Fluß und Bewegung. So bleibt der Süden. In den Süden allein kann die junge Kraft des Staates sich ergießen, in den Süden lockt ihn eine reiche, warme Kulturwelt. Und so beschreitet der Sachse Otto der Große den Weg, auf dem die deutschen Könige und Kaiser die Führung Europas in die Hand nahmen. Was dieses Kaisertum für Europa bedeutet hat, bleibt eine Angelegenheit der Weltgeschichte. Was aber dieses Kaisertum der deutschen Nation gebracht und genommen, das ist eine ganz andere Frage, leidenschaftlich noch heute umstritten und die tiefe Tragik erhellend, daß ein großes Volk seine eigentlichste und mächtigste Epoche in ihrem Wert für sich selber überhaupt in Frage zu stellen vermag. Wohl band dieses Kaisertum die deutschen Stämme zur Nation locker und lose zusammen, band aber auch ihren unfertigen Staat an ein universal europäisches Ziel, das weit über den deutschen Lebensbereich hinausgriff, in Europa von Anbeginn an den Widerstand gegen sich aufrief. Generationen hindurch hat sich das deutsche Kaisertum in heroischem Kampf um seine Selbstbehauptung erschöpft, lief eines Tages ab, weil seine Kraft erlosch. Sein Sturz riß den deutschen Staat mit in die Tiefe, der erste Bruch in der deutschen Entwicklung war eingetreten.

Die Auflösung der deutschen Kaisergewalt, die Territorialisierung, die Entblätterung des Reiches zugunsten der Länder ist der Inhalt von Jahrhunderten deutscher Geschichte. Die nach Süden gerichtete Politik wird abgelöst von der Machtausdehnung nach dem Osten. Dort eine Rompolitik, die sich im Grenzenlosen verlor, hier eine Stückwerksarbeit, Schritt für Schritt, in der Eroberung und Kolonisation mühselig Hand in Hand gehen. Aber es war immer eine europäische Frage, wie lange Europa solch deutscher Machterweiterung untätig zusah. Die Schweiz, die Niederlande setzen sich ab. Polen stößt vor bis zur Weichselmündung, Dänemark geht verloren. Das Reich wird kleiner, die Nachbarn rücken näher heran, die Mitte Europas, Deutschland gerät in die Defensive. Die Verbindung der deutschen Kaisergewalt mit dem katholischen Europareich Karls V. soll die innere Auflösung nur beschleunigen, sie vertiefend gleichsam ins Herz des deutschen Volkes verlegen. Diese Wendung hängt engstens zusammen mit der deutschen Reformation; sie hat dem deutschen Staate die schwerste Wunde geschlagen, ist die Quelle des deutschen Dualismus geworden, der in das nie fertig gewordene Gefüge des Reiches unauslöschliche Spuren grub. Der religiöse Gegensatz verschmolz mit den europäischen Spannungen zu einem Explosiv, das den geschwächten deutschen Staat mitsamt seiner kaum geborenen nationalen Idee vollends in die Luft sprengen sollte.

Der Dreißigjährige Krieg war eine europäische Krise, ausgetragen auf deutschem Boden. Der westfälische Friede, 1648 von Europa diktiert, verflocht den deutschen Staat unauflöslich mit dem neuen europäischen Staatensystem, was für Deutschland den Tiefstand des staatlichen Lebens bedeutete, wurde der Kern der neuen europäischen Ordnung. Noch 1945 spukte die Idee, Deutschland nach dem Muster von 1638 „wiederherzustellen“. Aber wie Europa ins innere Deutschland hineingriff, so griff Deutschland nach Europa hinüber. Im Süden gab der Kampf des Hauses Habsburg gegen die Türken dem deutschen Gedanken erneut einen europäischen Sinn. Im Norden fiel das dornige deutsche Erbe dem Hause Hohenzollern zu, bis es, sich zu behaupten, waffenklirrend gegen Europa antrat zu jenem Kampf, der sich im ersten, dem Siebenjährigen Weltkrieg entlud. Die Entscheidung indes zwischen Österreich und Preußen, diese europäische Entscheidung, blieb fast noch ein Jahrhundert vertagt. Für sie den Ackergrund umzupflügen war der europäischen Revolution von 1789 vorbehalten in einem Sturm, der von Europa her mit verheerender Wucht über Deutschland hereinbrach. Die deutsche Krise um 1800 war ein Teil nur der großen europäischen Umwälzung. Unter europäischem Vorzeichen vollzog der Wiener Kongreß 1815 den deutschen Wiederaufbau: wie nach dem Westfälischen Frieden nahm es Europa für sich in Anspruch, die Zukunft der deutschen Dinge zu bestimmen.

Erst nach 1848 trat den Deutschen die Frage nach der Sinngebung ihres staatlichen Ziels, aus eigener Kraft vollziehbar, entgegen. Aber jeder deutsche Versuch nationaler Selbstbestimmung mußte die europäische Ordnung von 1815 gefährden. Jede Idee der deutschen Einheit rollte — wie heute — das Problem der Mitte Europas auf, rüttelte an den Toren Europas, stürmisch Einlaß begehrend. Wer sich um 1860 eine Lösung der deutschen Frage vorstellte, mußte immer damit rechnen, daß sie nur mit der Billigung eines argwöhnischen Europas zu erreichen war. Bismarcks geniale Kraft führte sie auf einem Wege herbei, der Europa mit der kleindeutschen Kurzschlußlösung überrumpelte, aber im Mittelpunkt der nächsten Jahrzehnte stand immer die drohende Frage, ob diese Staatsgründung, die letzte große in Europa, Bestand haben oder vom unerbittlichen Gang der europäischen Entwicklung wieder überrollt werden würde. Das kaiserliche Deutschland von 1871 ging von Anbeginn an in eine europäisch beschattete Zukunft, deren historische Erfüllung nicht gesichert war. Ein starkes Machtgebilde dumpf stoßender, drängender Kraft, inmitten des kleinsten und ältesten Erdteils, über dem seit langem ungeschriebene politische Gesetze walteten, die nicht ungestraft übertreten werden konnten, erliegt dieses Reich 1918 einer Welt von Feinden, die es sich mit seiner Parzivalpolitik des reinen Toren geschaffen hatte. Ein stets gehemmtes, frustriertes Volk gelangt in der Treibhausblüte des bismärckischen Reiches nicht zur politischen Reife, ist 1918 nicht fähig, seinen demokratischen Staat wirksam zu machen, verfällt endlich 1933 hektisch einer nationalen Hysterie, die es mit Gewalt in eine völlig falsch interpretierte Vergangenheit zurückschleift, dem Verderben bis zum bitteren Ende entgegen. Deutsch-

land besteht nicht mehr, seine Bruchstücke erinnern kaum an die Einheit, die einst es zusammenhielt.

Niemals in der Geschichte hat sich ein Volk gegen eine solche Verneinung seiner geschichtlichen Existenz zu wehren gehabt, wie sie Yalta über das deutsche Volk verhängte. Sie richtet sich gegen seinen Anteil an der europäischen Staatenentwicklung schlechthin. Aber Deutschland ist nicht ein Gegenbegriff gegen Europa. Deutschland ist etwas eminent Europäisches. So hat es seiner Trennung immer wieder nur Eines entgegensetzen: — das ganze geschichtliche Bild seines Daseins, wie es sich aus Ursprung und Ziel im Gang seiner Geschichte zusammenfügt, hat ihr nichts entgegensetzen als — Europa. Deutschland kann nur aus dem europäischen Geiste wiedererstehen, aus der Idee Europas heraus, das erkennen muß, daß nicht Deutschland, daß Europa mit ihm auf dem Spiele steht. So knüpfen sich Anfang und Ende zusammen, fließen Ursprung und Ziel in Eins ineinander — in Europa.

Aber die Geschichte steht hier erst am Anfang des neuen Weges, zu dem sie einen langen Atem benötigt. Das deutsche Schicksal kann nur aus säkularer Schau her begriffen, die deutsche Zukunft nur von Europa her bestimmt und gesichert werden.



## Verkehrswege im Wandel der Zeit

Von Baurat a. D. E R I C H B R Ü C K N E R, Neubrandenburg

Wenn wir wachen Auges durch die Heimat wandern, fallen uns wohl Unterschiede der einsamen Straßen und Wege abseits der heutigen Reichs- und Landstraßen auf: Zwischen Kornfeldern und Äckern winden sich schmale Feldwege hindurch; und dann stoßen wir auf breite, mehrspurige Straßen; zwei oder drei Spuren schneiden tief in den Sandboden ein; über andere daneben und dazwischen wächst unterdes eine Grasnarbe zur Festigung. Die Bänder der Wege sind gegen die Felder geschützt mit Steinsetzungen aus großen Felsen, die aus den Äckern herausgeschleift wurden; oder alte Bäume, einzeln oder mit schattigem Gewölbe von breiten Alleen, säumen die Wege. Und wo der Mensch der Natur noch einen Streifen Erdboden neben den Wegen überlassen hat, dankt sie es ihm mit dichten Hecken, in denen Singvögel nisten und dem Menschen in der Schädlingsbekämpfung helfen.

Dem Naturfreund bietet eine Wanderung auf alten, nun stillen Landstraßen viel Freude.

Aber auch das Forschen und Fragen wird angeregt: Wer mag alles in vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten, ja auch schon vor Jahrtausenden diese Straßen gezogen sein? Denn wo einmal solche Wege geworden sind durch die Hindernisse der Landschaft mit Seen, Sümpfen, Flüssen, Bergen, Wäldern hindurch und mit Raststätten für Menschen und Pferde, wird man solche Wege nicht ohne besondere Veranlassung aufgeben. Manche unserer Straßen haben das ehrfurchterweckende Alter von Jahrtausenden. Erdgegebene Bedingungen örtlicher oder wirtschaftlicher Art zwingen den Verkehr immer wieder in diese Richtung.

Bei wirtschaftlichen, politischen oder verkehrstechnischen Änderungen treten dann andere Wege in den Vordergrund.

Um die Bewegungslinien in dem kleinen Gebiet des Kreises Neustrelitz und ihre Wandlungen im Laufe der Zeit verstehen und würdigen zu können, müssen wir unsern Blick über den Zaun hinweg richten und die jeweiligen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Schwerpunkte außerhalb unseres Gebietes kennen. Sonst würde es uns so gehen wie Dörchläuchten, der seine Staaten bereisen wollte, aber nach kurzer Zeit immer wieder am Ende war: „Wohen?“ frog de Kutscher. „Immer gradut“, säd de Kammerdener Rand, „äwer Stargard weg bet an uns Grenz; äwer jonich röwer äwer de Grenz, denn wi bereisen blot uns' egenen Staaten ...“ Un de Kutscher föhrte dörch Fredland bet an de preußische Kavel un törnte dor de Pird: „Pr! öh ha! hir is't tau Enn! ...“ Un as sei achter Woldegk nah Wulfshagen kemen, dunn dreihete de Kutscher sik wedder up de Mähr üm un säd: „Rand, nu is't wedder all, wider geiht' nich.“ Un Prinzeß Christelschwester säd: „Dörchläuchting, ... ick hadd doch nich dacht, dat dat so'n kort En'n wir.“ Und so ging es ihnen bei Feldberg, Fürstenberg und Mirow.

Und so würde es uns gehen, wenn wir „unsere Staaten“ nur im Kreise Neustrelitz sehen würden und nicht ein bißchen freizügig unsere Blicke über die Grenzen weiteten.

Unter uns leben noch alte Handwerksmeister, die als Gesellen auf diesen alten Straßen durch Deutschland und durch Nachbarländer wanderten, wie seit Jahrhunderten, und ihren Gesichtskreis in fremden Ländern und deren Gebräuchen erweiterten. Unsere Väter und Großväter erzählten uns, wie sie in Postkutschen mit geordnetem, regelmäßigem Fahrdienst von Stadt zu Stadt befördert wurden und allerlei Abenteuer, beschwerlicher und heiterer Art, erlebten. Große Planwagen beförderten die Handelsgüter auf Straßen, die schon im Mittelalter befahren wurden.

Unser Forschen und Fragen, wer auf diesen Straßen in vergangenen Jahrhunderten durch unser Land kam, stößt auf Napoleon und Blücher, auf Tilly und Wallenstein; auf Markgrafen und Mecklenburger Fürsten, die zu Anfang des 14. Jahrhunderts um die Straßensperren von Mirow und Wesenberg, von Strasen und Woldegk kämpften. Kaiser Lothar kam im Jahre 1130

mit einem Heereszug, um die slawische Bevölkerung zu unterwerfen, nachdem schon Bischof Burchard von Halberstadt im Jahre 1068 auf dem heiligen Pferd von Rheda heimkehrte und die Provinz der Liutizier verbrannt und verwüstet hatte. Und der erste Pommernmissionar, Otto von Bamberg, nahm den Weg nach seiner erhaltenen Beschreibung auf der Rückreise von Demmin durch unsere Gegend. Trecks von Kolonisten zogen aus den alten deutschen Landen über die Elbe herein im 13. Jahrhundert, als das Land neu besiedelt wurde.

Wo geschichtliche Überlieferungen fehlen, zeigen die vorgeschichtlichen Bodenfunde die alten Handelsstraßen: römische Münzen und Geräte aus den ersten vorchristlichen Jahrhunderten, Depotfunde der jüngeren Bronzezeit (1200—700 v. u. Z.) mit ungarischen Schwertern und Äxten und ein ostfranzösisches „Antennenschwert“ aus der Gegend des alten Mirower Passes; bei Wesenberg und Weisdin je eines der schönen, charakteristischen „Hängebecken“ aus ziselierter Bronze, die als Behälter zur Aufnahme von Schmuckgegenständen dienten.

Ja, ägyptische Königsgräber zeigen mit ihrem Bernsteinschmuck und ihren Feuersteingeräten, daß Handelswege vom Schwarzen Meer zur Weichselmündung bestanden. Und die 48 cm hohe, aus einem großen Bernsteinstück geschnittene Figur des Königs Assurnassirpal II. (880 v. u. Z.) in Mesopotamien kann dieses Prachtstück von goldgelbem Bernstein nur von der Ostsee her erhalten haben. Und wer weiß, ob nicht die Stätten der Feuersteinindustrie bei Klein Trebbow und an der Woblitz nicht nur die ersten Renntierjäger am Rande des Eises angelockt haben, sondern auch Händler jener alten Zeit. So ziehen also alte Wege vom Mittelmeer, von Donau und Rhein über die alten wenigen Elbübergänge durch unser Gebiet zur Odermündung durch den Mirower Paß.

Die alten Schwerpunkte an der Ostsee waren Haithabu (bei Schleswig), Rerik (an der Mecklenburger Küste) und die Jomsburg, Judlin, das Vineta der Sage, an der Odermündung der Dievenow. In dieser alten Wikingerburg mit ihrem durch die Schleusentore geschützten Hafen trafen sich mit den Nordländern: Slawen, Dänen, sächsische Kaufleute, Griechen und „Barbaren“ (nichtgriechische Völker, wie z. B. Araber, deren Münzen sich auf den alten Handelsstraßen finden und ihren Verlauf andeuten).

Zu diesem wirtschaftlichen Schwerpunkt an der Ostsee führten von der oberen Donau und vom Rhein her, südlich des Harzes, alte Handelswege über Magdeburg zur Elbe.

Diesswärts der Elbe führte dann der Weg von Havelberg (der damaligen Bischofsstadt) über Wittstock, durch den Paß Dasselfurt zur Seenenge bei Mirow und über Burg Wesenberg nördlich an Strelitz vorbei, Woldegk, Strasburg, Stettin nach der *Jomsburg*.

Dies war die wichtigste und älteste *West-Ost-Straße* unseres Kreises, die bis auf den heutigen Tag ihre Bedeutung für den Verkehr behalten hat.

Als bei dem dauernden Absinken der deutschen Ostseeküste Vineta überflutet wurde, bekam *Wolgast* an der Peenemündung vermehrtes Gewicht. Zu diesem Übergangshafen nach Schweden führt die wichtige alte Hauptstraße unseres Gebietes durch eine nördliche Abzweigung hinter Wesenberg über Stargard, Friedland, den Peenhafen Anklam nach der pommerschen Herzogsburg Wolgast.

Diese alte, von Südwest nach Nordost unseren Kreis durchziehende Straße wird gekreuzt von einer im Mittelalter wichtigen *Süd-Nord-Straße*, aus der *Mark Brandenburg* über *Lychen* hereinführend, zu den von den Markgrafen gegründeten Städten Stargard mit der alten Burg, Neubrandenburg und Friedland. Sie erreicht unseren Kreis beim Sandkrug südlich Triepkendorf. Hier gabelt sich der westliche Zweig über Grünow, Groß Schönfeld, Blankensee, Rowa, Tannenkrug nach Neubrandenburg; oder Grünow, Warbende, Eulenkruge nach Stargard. — Der östliche Zweig führt von *Triepkendorf* über Koldenhof, Dolgen, Cantnitz, Bredenfelde, Ballin, Leppin, Neetzka, Hasenkruge, Golm nach Friedland.

Eine andere *Süd-Nord-Straße* verläßt bei Jüterbog die alte Straße Frankfurt am Main — Leipzig — Frankfurt an der Oder und führt zu uns über Spandau, Gransee, *Fürstenberg*, *Strelitz*, Weisdin, Hohenzieritz, Penzlin, Stavenhagen, Demmin, Stralsund nach Rügen.

Beim *Straßenkreuz nördlich Strelitz* teilen sich hiervon die Wege nach Waren — Rostock und nach Neubrandenburg — Demmin links und rechts ab. Hier überschreiten die Wege also auch die zuerst genannte Hauptstraße Mirow — Woldegk usw. An dieser wichtigen Stelle lag der *Knakenkrug*, von dessen ehemaliger Bedeutung heute nur noch einige Laubbäume in dem dürftigen Kiefernwald und ein echter Fliederstrauch sowie ein kleiner Bestand der Seidenpflanze Zeugnis geben können.

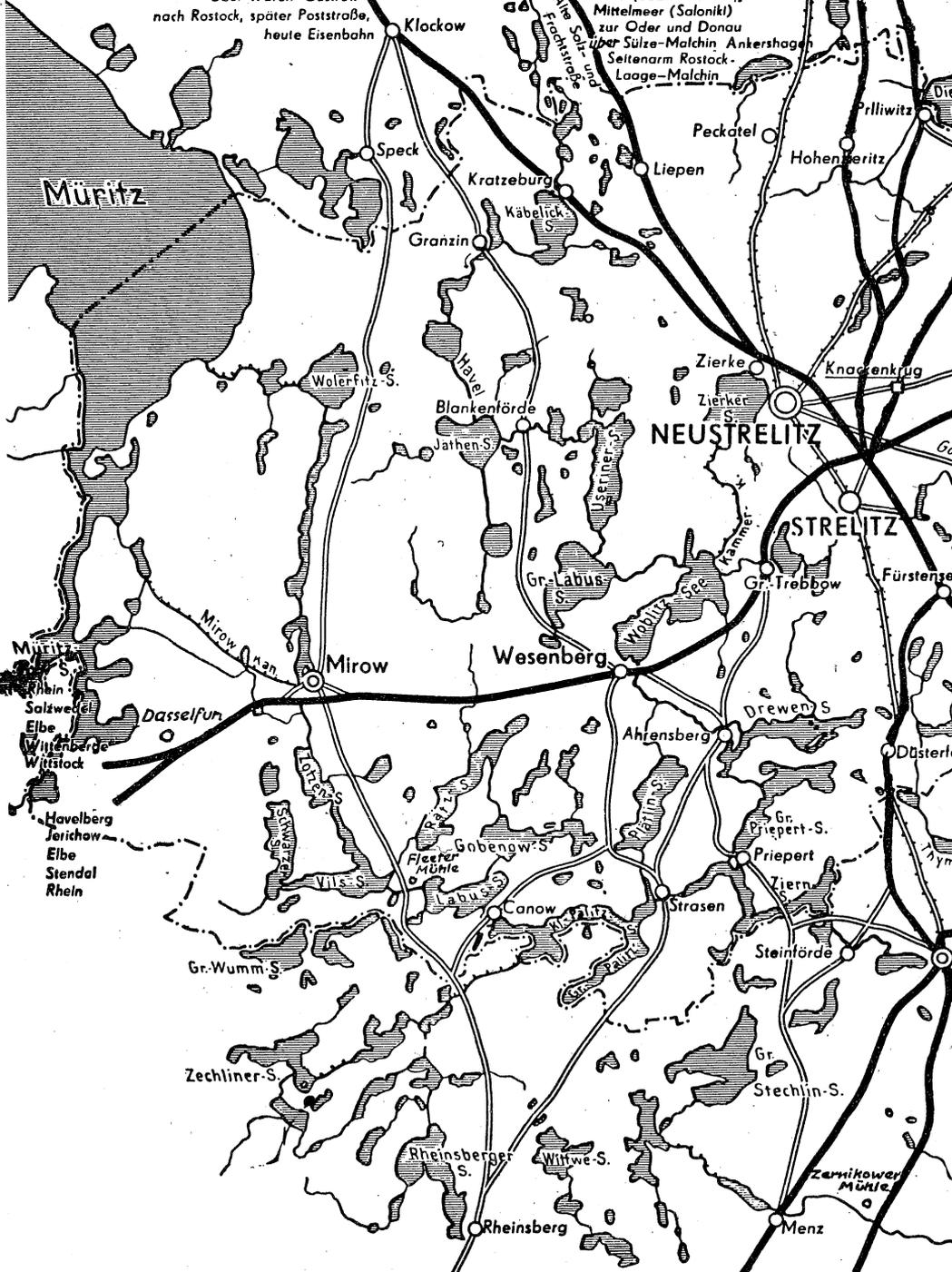
Während die erstgenannte Süd-Nord-Straße ihre Bedeutung hauptsächlich im Mittelalter hatte, zogen die Städte Strelitz und Neustrelitz im 18. Jahrhundert den Verkehr auf der letztgenannten Straße an sich. Sie wird die *Poststraße nach Berlin*.

Erwähnt sei von den mannigfachen alten Straßen nur noch die *Goldbaumer Landstraße* von Strelitz nach Feldberg, einmal, weil sie streckenweise noch den alten Charakter breiter Landstraßen zeigt (wie auch noch Wokuhl, Gnewitz, Hasselförde); andererseits, weil an dieser Straße noch bis auf den heutigen Tag der „Totschlag“ erhalten wird, ein Strauchhaufen, auf den Vorübergehende immer wieder einen Strauch werfen, weil dort einmal ein Mord erfolgte und der böse Rachegeist gebändigt werden muß. (So auch an der Straße Wesenberg — Blankenförde, im Zuge Rheinsberg, Strasen, Waren).

Diese Straße nach *Feldberg* findet wegen der Seensperre auf 10,5 km Länge keine Fortsetzung. Feldberg liegt im toten Winkel, keine vorgeschichtlichen Wege laufen hier (wie etwa bei dem alten Burgberg Stargard) zusammen.

Über Waren-Güstrow  
nach Rostock, später Poststraße,  
heute Eisenbahn

Ostsee (Saaler Bodden)  
Mittelmeer (Saloniki)  
zur Oder und Donau  
über Sülze-Malchin  
Ankerhagen  
Seitenarm Rostock-  
Laage-Malchin



Müritzer See

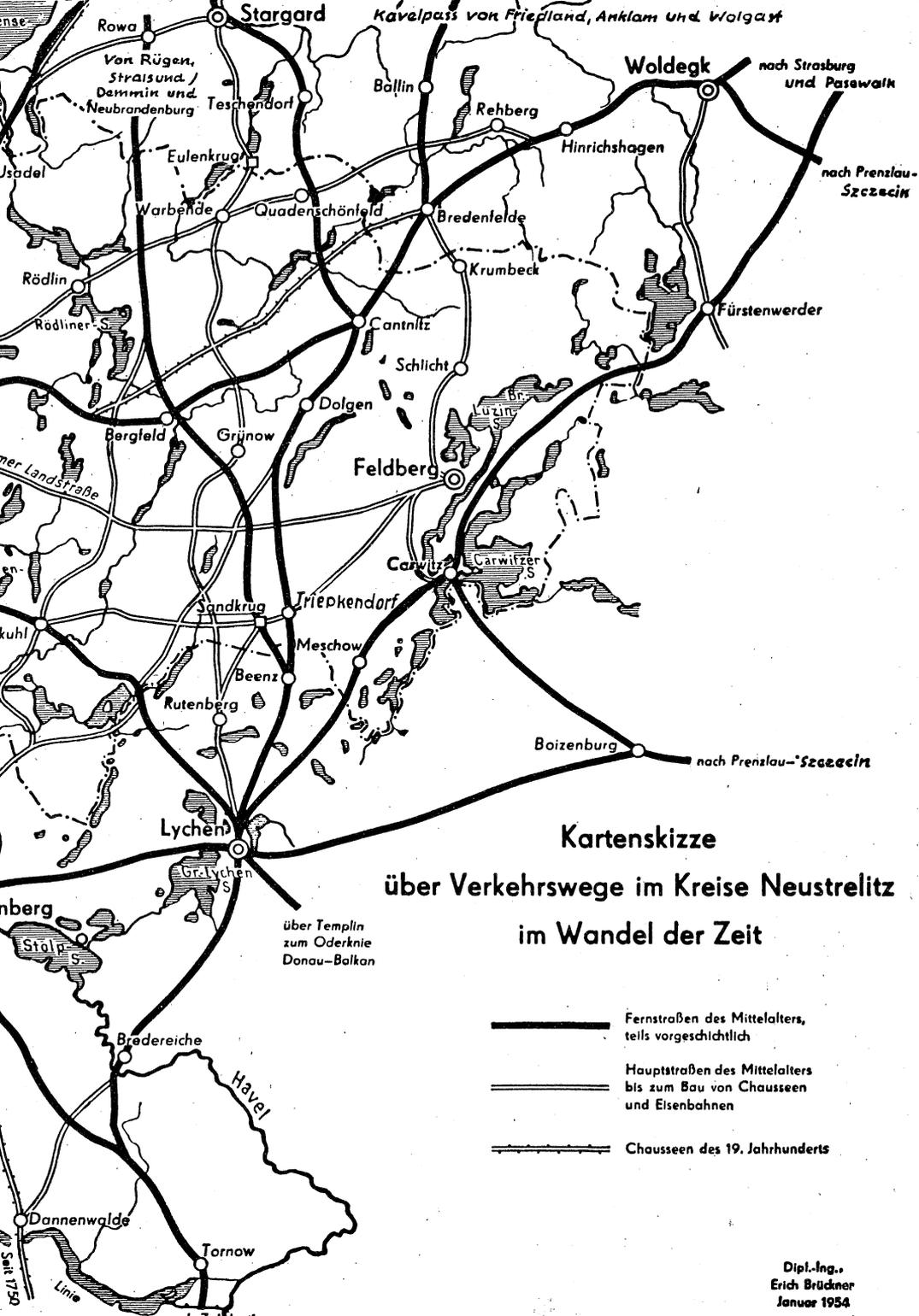
NEUSTRELITZ

STRELITZ

vom Fehrbelliner Dam

Lindow  
Brandenburg  
Magdeburg  
Rhein  
Donau

von Gransee-Jüterbog



## Kartenskizze über Verkehrswege im Kreise Neustrelitz im Wandel der Zeit

- Fernstraßen des Mittelalters, teils vorgeschichtlich
- Hauptstraßen des Mittelalters bis zum Bau von Chausseen und Eisenbahnen
- Chaussees des 19. Jahrhunderts

Über den Verlauf und die Bedeutung der in jüngerer *geschichtlicher* Zeit durch Karten und Akten feststellbaren Straßen gibt die Arbeit „Die Straßen des Landes Stargard“ von Dr. Wolf-Herbert Deus eingehend Auskunft. \*) Man ersieht daraus, wie wichtige Bewegungslinien aus vorgeschichtlicher und mittelalterlicher Zeit von Chausseen und Eisenbahnen weiterbenutzt werden, und wie neue wirtschaftliche und politische Schwerpunkte Änderungen im Straßennetz bringen. Neben vielen wertvollen Aufschlüssen in dieser Arbeit bleiben doch noch Fragen offen, besonders über die *Straßen des Mittelalters* und der *wendischen Zeit*, um die Stellung unserer Heimat in der Wirtschaftsgeschichte und im politischen Geschehen der Vergangenheit recht einzuordnen.

Dazu mögen folgende Hinweise gegeben werden:

In dem Straßennetz überlagern sich verschiedene Schichten aus den einzelnen Besiedlungszeiten. Man muß zu den einzelnen Zeiten die Schwerpunkte, Anfang und Ziel der Hauptverkehrsstraßen außerhalb unseres Gebietes kennen und dazu die örtlichen Bedingungen, die alten Elbübergänge und Pässe, die zwischen Seen und Sümpfen unser Land erschließen:

1. Südlich der Müritz die *Dasselfurt* und zwischen der langen Granzower Seenkette und dem Holm der Übergang der „Schweins“brücke (Schwerin? = Tiergarten) bei Mirow; das Haupteinzugstor von Südwesten her; später durch die Gründung der Johanniterkomturei in Mirow beherrscht.
2. Im südlichen Bogen die Übergänge über die Havel bei der *Fleeter Mühle* und bei *Canow*. Wichtig im Zuge Rheinsberg — Strelitz ist dann die Mühle in Strasen, im frühen Mittelalter durch eine Burg gesperrt, deren Schleifung die Brandenburger Markgrafen 1317 im Frieden von Templin erzwangen. Von Strasen führt auch eine Querstraße über Burg Wesenberg nach Waren.
3. Zwischen Strasen und Fürstenberg, gesperrt durch den Ellbogen-See und Ziem-See, führen bei der *Fleeter Brücke* und bei *Steinförde* (Furt) Übergänge über die Havel nach Strelitz.
4. Die Wentow-Linie, vom Stechlin-See bis zur Einmündung in die Havel (unweit von Tornow), die Südgrenze vom ehemaligen Mecklenburg-Strelitz, hat vier Übergänge: bei Menz, Zernikower Mühle, Dannenwalde (erst seit etwa 1750) und Tornow. Die Straßen führten nach Fürstenberg, Ravensbrück, Düsterförde, Strelitz und in einem östlichen Zweig von Tornow nach Lychen mit Gabelung bei Triepkendorf nach Stargard, Neubrandenburg und über Bredenfelde, Schönbeck nach Friedland und zum Kavelpaß.
5. Von Templin und Lychen lief eine Straße über *Neubrücke* und *Fürstensee* nach Zierke, wo der Frachtweg nach Rostock über Ankershagen und eine andere Straße über Klockow, Waren nach der alten Seestadt führte, die später die Poststraße wurde.

---

\*) Veröffentlicht in den Mecklenburg-Strelitzer Geschichtsblättern 1933, Jahrgang 9, Seite 101.

6. Die *Ostgrenze* des alten Landes Stargard (später Mecklenburg-Strelitz) ist durch die Feldberger Seenkette und das ehemalige breite Waldgebiet und Hügelland der Helpter und Brohmer Berge gesperrt und nur bei *Woldegk* (Waldecke) durch eine wichtige Straße geöffnet, da die Straße über das zeitweilige „stedeken“ Helpt von Stargard nach Strasburg und die direkte Straße Neubrandenburg-Pasewalk über Kublank, Golm, Schönhausen sich gegen Woldegk nicht durchsetzen konnte.
7. Im *nördlichen Bogen* zwischen Müritz und dem pommerschen Landgraben liegen fünf Hauptpässe der alten Zeit:
- a) Beim *Havelübergang Kratzburg*. Durch eine Schweriner Burg gegen Strelitz wurde der Verkehr auf der Zierker Landsraße nach Waren (später Poststraße) kontrolliert,
  - b) Bei *Ankershagen* kommt eine anscheinend sehr alte Fern- und Frachtstraße vom Salzort Sülze und dem pommerschen Paß von Triebsee her über Malchin, Ankershagen, vorbei an dem vorlawischen Burgberg Pieverstorf (Kratzberg) über Liepen durch die Glambecker Forst, zum Paß bei Domjüch (Strelitz), Fürstensee und weiter über Templin zur unteren Oder.
- Diese beiden Straßen benutzen im Süden die 11 km breite, bequeme Landbrücke zwischen Zierker See und der Lieps-Tollensee.
- c) Im Norden dieser Landbrücke führt eine dritte alte Landstraße hart an der Lieps vorbei über *Prillwitz* nach Burg Penzlin durch die „Iser Purt“ und östlich vom Penzliner Stadtsee. Prillwitz war alte Burg und zeitweise „stedeken“. Am Wege Kegelgräber der Bronzezeit. Bis zur Erbauung der Chaussee war dies der übliche Weg.
  - d) Am Nordende des Tollense-Sees führt der wichtige Übergang von Broda (= Fährort) und später *Neubrandenburg* nach Mecklenburg und Pommern (Demmin, Stralsund). Hier fährt auch später die Post Rostock — Neustrelitz — Berlin.
  - e) Ganz im Norden, am pommerschen Landgraben, zieht *Friedland* einen breiten Wegefächer von Süden her an sich, den Kavelpaß nach Anklam — Wolgast beherrschend und den Verkehr von Pasewalk und der Oder über den Röpenack-Paß bei Schwanbeck nach Demmin geleitend. Bei Galenbeck und Dischley zeigen Kegelgräber der Bronzezeit das alte Bestehen der Straße. (Fortsetzung folgt.)



## Neustrelitz zur Zeit Dörchläuchtings

(Adolf Friedrich IV. 1738—1794)

Von Annaliese Wagner

Es ist kulturgeschichtlich immer interessant, einen Gang durch eine Stadt zu machen, die verschiedenen Fürsten bis 1918 als Residenz gedient hat. Jeder der sieben Strelitzer Regenten hatte seit 1733 natürlich seinen Ehrgeiz, die Stadt zu verschönern, zu vergrößern und sie als Kulturzentrum auszubauen.

Wie sah es nun in Neustrelitz zur Zeit Adolf Friedrichs IV. aus? Sein Oheim Adolf Friedrich III. gründete die Stadt Neustrelitz, als sein Schloß in Altstrelitz 1712 abgebrannt war. Da er ein äußerst sparsamer Fürst war, baute er das ehemalige Jagdhaus Glineke bei Neustrelitz (neben der Meierei Glineke) zum „Fürstlichen Haus“ um.

Sein Neffe und Thronfolger Adolf Friedrich IV. wirtschaftete nicht so sparsam. Sein erstes Bauprojekt galt dem Fachwerkbau des „Fürstlichen Hauses“. Aus ihm wurde ein massiver Schloßbau gemacht und 1774 wurde ein zweites „Fürstliches Haus“, das Palais in Neubrandenburg erbaut. Den Platz dafür hatte er sich mit seiner Schwester selbst ausgesucht. Als drittes wurde dann das Schloß in Mirow in seiner Regentschaft errichtet. An der kostbaren Innenausstattung seiner Schlösser sparte er nicht. Alle Handwerker des Landes konnten bei ihm ihre Meisterschaft beweisen. Das alte Neustrelitzer Reithaus unweit des Schlosses, wurde zum Comödienhaus, zum Theater umgebaut, damit dort u. a. auch winterliche Redouten, zu denen jeder Bürger Eintritt hatte, stattfinden konnten. „Das weiße Herrenhaus“, heute Hobesaal genannt, der Löwenbrunnen, der den Hof mit Wasser versorgte, wurden errichtet. Die Promenade wurde mit Linden und Kastanien bepflanzt. Einige von ihnen sind noch erhalten, die meisten fielen den in den letzten Jahren auftretenden Wirbelstürmen zum Opfer. Auch der Schloßgarten mit der Orangerie ist ein Werk herzoglicher Initiative. (Großherzog Georg baute letztere später um und füllte den Park und das Haus mit seinen aus Rom mitgebrachten antiken Statuen.)

Aber nicht nur für sich und zur Repräsentation des Landes baute Adolf Friedrich IV. verschwenderisch und großzügig. Er wollte auch die dörfliche Stadt vergrößern und verschönern.

Als er 1752 Regent wurde, zählte Neustrelitz erst 48 Häuser, die hauptsächlich in der Zierker-, Glambecker- und Schloßstraße standen. 1768 wurde der Bau der Stadtkirche begonnen; den Entwurf derselben hatte der Leibmedikus Dr. von Verpoorten gemacht. Er und der Hofapotheker Eggers waren die Bauführer der Kirche. Da der Bau viele Jahre hindurch aber nicht recht voran kam, entschloß man sich zu einer staatlichen Lotterie, die das Geld

zum schnelleren Weiterbau aufbringen sollte. Alle Hofbeamten, Handwerker, besonders die Altstrelitzer Juden mußten je 20—50 Lose kaufen. 1778 war dann der Bau fertig. Allerdings ohne Turm. Großherzog Georg hat 1831 von Schinkel den Turm entwerfen und bauen lassen. Die Kirchenglocken hingen bis zu dieser Zeit in einer hölzernen Pyramide auf der Promenade vor der Orangerie. Die erste Orgel für die Stadtkirche wurde aus dem Kloster Wanzka geholt. Hofprediger Masch weihte dann 1778 die Kirche ein.

Vom Bau der Kirche bis zur Anlage des Friedhofs und Errichtung des Pfarrhauses ist es dann nicht mehr weit. Das erste damalige Pfarrhaus ist dem 2. Weltkrieg zum Opfer gefallen. Es war das Haus in der damaligen Strelitzer Straße 2, das vom Oberkirchenrat bewohnt wurde. — Zu unserer Schülerzeit wohnte dort lange Jahre der spätere Konsistorialpräsident Praefcke, der auch der staatliche Kommissar im Abiturientenexamen war. —

Der erste Friedhof befand sich auf dem Gelände des alten Carolinums, Glambecker Straße 10, heute Mittelschule. Da er sehr klein war (35 Grabstellen), wurde etwa 1765 schon der zweite Friedhof in der Nähe des Bahnhofs (Ecke Augusta-Friedrich-Wilhelm-Straße, heute Thälmann-Breitscheid-Straße) angelegt. Die erste Leiche, die auf den neuen Friedhof gefahren wurde (der jetzt auch eingeebnet ist), war die des hochverdienten Präsidenten des Ratskollegiums von Zesterfleeth. Ihm zu Ehren wurde die spätere Friedhofskapelle die Zesterfleeth-Kapelle genannt. Die feierliche Beerdigung dieses treuen Hofbeamten, der ein Freund aller Bürger war, ging in großer Hofzeremonie vor sich. Gleichzeitig wurde der Friedhof geweiht.

Zurück zum Kirchplatz. Gegenüber der Stadtkirche befand sich ein Privathaus, ein einstöckiger Fachwerkbau, das der Herzog kaufte und zum Rat- und Stadthaus umbauen ließ. So war der Marktplatz schon gewählt. Die Mitte des viereckigen Platzes wurde durch den jetzt wieder neu eingelassenen Achteckstein (ein Verdienst Walter Karbes) gezeichnet. Von ihm gingen acht Straßen strahlenförmig über den Platz, wie es heute noch der Fall ist. Man legte den Marktplatz nach symbolischer Bauweise der Freimaurer, die immer in Beziehung zum Kosmischen bauten, nach den acht Himmelsrichtungen an. Allerdings war das Gefälle vor etwa 200 Jahren auf dem ungepflasterten Platz, der meist aus Sand und Lehm bestand, sehr viel steiler, und da bei den vielen Pferdefuhrwerken (dicke Gummireifen gab es noch nicht), deren Besitzer Spanndienste für die Bauleute taten, oft die Wagen stecken blieben, entschloß man sich, vorerst noch die alten Umgehungsstraßen zu benutzen, bis der Herzog Kopfsteinpflasterung anlegen ließ. Für jede Straße wurde ein Altermann (heute Stadtverordneter) eingesetzt, so daß alle acht Alterleute an der Seite der zwei Bürgermeister Barnekow und Strübing die Stadt regierten.

1761 wurde die Schützengilde gegründet. Das damalige, heute „alte Schützenhaus“ befindet sich in der Zierkerstraße 25. 60 Mann Miliz (meist ältere Soldaten) waren zur eventuellen Verteidigung der Stadt eingesetzt. Vier

Jahrmärkte hatte der Herzog im Jahr bewilligt. Auch ließ er für die reisenden Kaufleute und Handwerksburschen Herbergen, Gasthäuser und Hotels bauen. In den Annalen der Stadt sind in diesen Jahren jährlich ca. 10 — 12 000 durchreisende Handwerksburschen verzeichnet. So war es verständlich, daß eine Herberge zur Heimat den Anforderungen nicht standhielt. Das erste Gasthaus war das „Zu den 3 Rosen“ in der Zierkerstraße 5 (jetzt Frisör Winkler). 1787 fand die erste Personenstandszählung in Neustrelitz statt. In den 317 Häusern wohnten damals 2873 Menschen, pro Haus ca. 9 Menschen. Wir sehen daraus, daß sich in 35 Jahren die Häuserzahl um das 6½fache vermehrt hat, d. h. es sind jährlich etwa 10 Häuser in Neustrelitz gebaut worden. Das ist einzig und allein auf die Großzügigkeit des Herzogs zurückzuführen. Kostenloses Baumaterial und Grundsteuerfreiheit wurde den Bürgern geboten, dazu bekamen sie Acker- und Wiesenland im Zierkerfeld grundbuchamtlich zu eigen. Das spielte damals eine große Rolle, da alle auf Viehhaltung angewiesen waren. Hauptsächlich bauten sich Handwerker an. 1791 zählte die Stadt schon 10 Kaufleute, 5 große Wirtschaftshäuser, 13 kleine Gastwirte, einen Apotheker, 25 Maurermeister, 44 Schneidermeister, 21 Tischlermeister, 14 Bäckermeister.

Noch etwas Interessantes aus dem täglichen Leben des alten Neustrelitz vor 200 Jahren sind die Preise. Die Lebensmittel, d. h. nicht die eingeführten Kolonialwaren, waren damals spottbillig, z. B. kostete der Roggen, das „Korn“ genannt, 16 Groschen bis zu einem Taler pro Scheffel, 1 Pfund Butter nur 20 Pf., 1 Pfund Fleisch nur 20 Pf., 60 Krehse nur einen Groschen. Kartoffeln waren noch nicht eingeführt und angebaut. Man aß dafür Hülsenfrüchte und Kohl oder Brot. Fleisch und Fisch wurden aufgerufen und danach erst verkauft. Die Schlachter lösten sich wochenweise mit dem Schlachten ab. Der einzelne Bürger wußte nicht, wann und wo es Frischfleisch gab. Das erfuhr er erst durch den Ausrufer. Es gab nur einen Fischermeister, der auch jeweils seine Fische durch Ausrufer anpries. Diese Methode ist in Neustrelitz übrigens bis 1925 üblich gewesen und wird in kleinen Städten noch heute angewandt.

Das freie Herumlaufen von Hunden, das Betteln und Rauchen auf den Straßen war verboten, ebenso das Halten von Ziegen. Um 11 Uhr abends war Polizeistunde. Das Spritzenhaus, früher neben der Stadtkirche, war 1771 mit einem guten Feuerlöschwesen eingerichtet worden. Eine ständige Brandwache mußte sich Tag und Nacht schichtweise in den Straßen patrouillierend ablösen. Zweimal in der Woche ging reitende Post ins Schwerinsche ab, ebenso verhielt es sich mit der fahrenden Hauptpost nach Berlin, die zweimal abging und ankam.

Auch für das kulturelle Bedürfnis war gesorgt. Es gab acht Lesegesellschaften, die Zeitungen und Bücher ausliehen und von den Buchbindern betreut wurden. Der Kammerherr von Bonin errichtete als erster in Neustrelitz in der Schloßstraße einen Buchladen mit Leihbibliothek, ca. 6000

Bände, der sich aber nicht lange gehalten haben soll. Bonin war für einige Zeit Intendant des von Adolf Friedrich IV. gegründeten Theaters. Er war auch Verfasser von vielen Lust- und Festspielen. 1787 wurden zum ersten Male Schillers Räuber und Shakespeares Hamlet aufgeführt. Emanuel Bach (ein Sohn des großen J. S. Bach) wirkte in der Hofkapelle als Cellist mit.

Die Wirtshäuser spielten damals im gesellschaftlichen Leben der Bürger eine große Rolle. Man ging abends oder am Spätnachmittag gern „zum Bier“, um Neues zu erfahren, um die Post, die die Bürger bekommen hatten, zu besprechen, um das Leben am Hof aus den Berichten der am Hof Beschäftigten mitzuerleben, um von den Durchreisenden zu erfahren, wie es in Berlin aussah, wie es in der Welt, in Paris oder London zuging. Jedenfalls öffnete sich im Wirtshaus ein schmaler Spalt der Tür, die in die Welt führte. Und wer war im Zeitalter der Aufklärung nicht von Wißbegier geplagt, durch diesen Spalt einen Blick tun zu dürfen.

1794 starb Adolf Friedrich IV. und kurze Zeit darauf auch seine Christel-Schwester. Sein jüngerer Bruder Herzog Carl wurde regierender Nachfolger. Er war der Vater der Königin Luise. Carl trat durch die ungeheure Schuldenlast ein schweres Erbe an, ist jedoch auch damit fertig geworden. Im ganzen war seine Regentschaft, die in das beginnende 19. Jahrhundert fiel, durch die Nachwirkungen der französischen Revolution, die sich auch bald in Mitteleuropa zeigen sollten, sowie durch die napoleonischen Kriege und die Freiheitskriege, viel sorgenvoller.

### *Spenden*

Da sich der Kassenwart auf Urlaub befindet, kann eine vollständige Spendenliste erst im nächsten Heft erscheinen. Wir möchten aber besonders Dipl.-Ing. Dr. Borwin Wendlandt noch einmal dafür danken, daß er uns auf dem Marburger Treffen eine Spende von 160 DM überreichte, die für uns eine ganz wesentliche Hilfe bedeutete, um unsere Verpflichtungen zu erfüllen.

Ungenannt 130 DM; Heukeshoven 20 DM; J. Vielmetter 300 DM; H. Fröhlich 100 DM; Dr. Buttermann 60 DM; Dr. Stahl 30 DM; Dr. Friedrichs 30 DM; Hildegard Gerlach 10 DM.

---

---

## BEITRAG

Für Nachzügler, Mitglieder, die erst einen Teilbetrag eingezahlt haben, und für Spenden liegt wieder eine Zahlkarte bei. Wir weisen darauf hin, daß es möglich ist, den Jahresbeitrag in 2 Raten (April und Oktober) zu zahlen. Bei dieser Erleichterung müßte, bis auf wenige Ausnahmen, jeder seinen Anteil entrichten können.

Wir bitten dringend nochmals um pünktliche Zahlung.

*Der Kassenwart: Blank*

---

---

## Auf dem Zierker See

Von Dr. Hermann Flach

Wer sieht ihn nicht vor sich, den großen glatten Spiegel in der gleißenden Sonne des frühen Morgens! Kein Lufthauch regt sich, nur die Rohrsänger piepen und wiegen sich auf den Halmen, die Gartenrotschwänze in ihrem herrlichen bunten Kleid umsorgen die Jungen, deren Nester in den Stämmen der Schloßkoppel verborgen sind, die den See begrenzen. Hin und wieder taucht eine Ente auf und verschwindet dann wie der Blitz: Haubentaucher — Bleßnörxe nannten wir sie. Und hoch oben zieht der Fischadler, der von Prälanck aus seinem Horst aufgestiegen ist, seine langsamen ruhigen Kreise in majestätischer Würde. Jetzt rüttelt er und Pfeilschnell stürzt er in die Tiefe, um sein Opfer zu ertappen.

Aber davon wollte ich ja gar nicht sprechen, auch nicht davon, wie unendlich groß uns Kindern der See erschien, wie brütend die Sonne auf den kalten Höhen lag, wenn wir Sekundaner einmal in der Hochsommerhitze nach dem Mittagessen den See umwanderten; und wie dort überall in der Erde und in den Gebüsch den Geheimnis des Lebens wirkte und uns irgendwie berührte, wenn wir uns auch geschämt hätten, darüber zu sprechen. Von ganz etwas anderem soll die Rede sein — —

Der Zierker See war bei den alten Neustrelitzern nicht sehr beliebt. Das Wasser war schmutzig und der See böig, also gefährlich. Wassersport wurde kaum betrieben. Nur Zahnarzt Beckström hatte ein Segelboot, und auf Helgoland konnte man Ruderboote und auch ein Segelboot mieten, mit welchem fast jedes Jahr einer umschmiß. Mit Zahnarzt Beckström bin ich das erste Mal gesegelt. Er nahm mich vom Kammerkanal mit nach Neustrelitz. Unterwegs frischte der Wind etwas auf, das Boot legt sich schief. Da fing es an zu rollern und zu kollern, und viele Flaschen rasselten über den Boden. „Kiek, dor warnn de lerrigen Buddels wedder lewig“, sagte Beckström. — Die zweite Segeltour verlief schon dramatischer. Hans Vogt und Werner Stein, zwei Primaner, hatten uns Jungens, meinen Freund Bernhard Voigt und mich zu einer Segeltour eingeladen. Auf Helgoland trafen wir uns, es war schönster Segelwind. Alle waren da, nur Stein fehlte, der einzige, der segeln konnte. Endlich kam Stein, aber er war mehr als angeheitert. Trotzdem segelten wir los. Es ging auch alles leidlich, bis Stein schließlich ein Ruderboot sah, worin ein Herr mit zwei Damen saß. In dem Herrn erkannte er einen Redakteur der Landeszeitung, mit dem er früher schon einmal eine Carambolage gehabt hatte. Das war nun was für Stein. Alkohol enthemmt bekanntlich die Gemüter, und unser Stein zeigte sich hier tatsächlich — zu unserer Freude — erheblich enthemmt. Er segelte dicht heran, und nun ging das Spitzen und Spöteln los. Der Gegner wurde grob. Da ging unser Kapitän zum Großangriff über: bis dicht vor das feindliche Boot segelte er mit voller Fahrt, erst im letzten Moment drehte er ab. Das Großsegel ging über das Boot hinweg, die Damen kreischten, einer verrutschte der Hut, der Gegner schlug mit dem Ruder nach uns, aber Stein verhöhnnte ihn mit homerischen Schmähungen, und wir kugelten uns vor Lachen. Mehrmals wurde der Angriff wiederholt, schließlich fanden alle, daß es nun genug wäre. — Als wir dann auf Helgoland landeten, wollte Stein unbedingt auf seinen Pressefreund warten und



*Das Kollegium des Gymnasium Carolinum (100-Jahrfeier 1906)*

*Langmann Busch Rohlack Dr. Jllmann Dr. Hinrichs Tiedt Grüder Burmeister Jahn  
Benzin Dr. Rieck Direktor Dr. Becker Schulz Gotsmann Winkel Nahmmacher*



H. Wienck R. Schumann B. Zanzig W. Heinrichs A. Grobbecke W. Harndow  
C. Michael W. Westphal E. Krüger E. Bressel P. Steinmann R. Buhrow E. Heyn  
E. Lübke W. Mau H. Wohlfahrt H. Müller G. Pehler

ihm ein paar Ohrfeigen anbieten. Wir konnten es aber verhindern. Man soll mit Presseleuten nicht anbinden. Die Rache kam auch prompt in Gestalt eines gepfefferten Zeitungsartikels, überschrieben „Leichtsinniges Segeln auf dem Zierker See“. Die Schule wurde aufmerksam. Wie die beiden Primaner sich rausschwindelten, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, das Ganze ging in den beginnenden großen Ferien unter. —

Der erste richtige Wassersport begann in Neustrelitz mit der Gründung des Schüler-Ruder- und Segelklubs Helgoland. Die Gelder zur Anschaffung der Boote sind meines Wissens hauptsächlich durch freiwillige Spenden einiger Gönner und im besonderen des großherzoglichen Hauses aufgebracht worden. Näheres über die Gründung kann ich aber nicht angeben, auch nicht, in welchem Jahr es zur Gründung kam. Besonderes Verdienst hat sich Walter Müller, Sohn von Oberstaatsanwalt Müller, durch seine Initiative erworben, nach dem denn auch das schöne große Segelboot „WaMü“ genannt wurde. Dann gab es noch ein kleineres Segelboot, den „Floh“, und zwei Sportrunderboote.

Zunächst konnte und durfte ich dem Ruderklub natürlich noch nicht beitreten, weil ich erst Tertianer war. Da wir, d. h. mein Freund Bernhard Voigt und ich, aber unbedingt schippern wollten, mußten wir uns auf eigene Planken stellen; wir beschlossen daher, uns ein Paddelboot zu bauen. Gleich nach den Pfingstferien sollte es losgehen.

Vor den Ferien sollte aber erst einmal mein Geburtstag recht würdig begangen werden. Und wo kann man das besser tun als auf dem See? Nach Absolvierung des Geburtstagskaffees begaben wir uns also zur Bootsvermietung, bewaffnet mit einer großen Pulle Schnaps und zwei Eierbechern. Na, das Weitere braucht nicht beschrieben zu werden. Als ich einmal aufwachte, trieben wir mitten auf dem See. Mein Freund lag wie ein Häufchen Unglück hinten im Boot, und die Flasche war auch noch da. In einem lichten Augenblick schmiß ich sie über Bord. Gegen Abend war ich endlich imstande, wieder nach Helgoland zur Bootsvermietung zu rudern. Ich konnte sogar den Landungssteg entlanggehen. Meinem Freund ging es schlechter. Deutlich sehe ich ihn noch in seinem blauen Matrosenanzug auf allen Vieren entlangkriechen. Die Bootsvermieterin fragte, was ihm fehle. Es wäre ihm schlecht. Sie wolle ihm einen Schnaps bringen. „Danke, nicht angebracht“. — Wir wurden zum festlichen Abendbrot erwartet, meine Schwester hatte es so gut gemeint, aber am Abendbrottisch konnte ich Bernhard nicht präsentieren. Ich legte ihn auf ein Sofa und sagte, er habe Blinddarmschmerzen. Nun sollte ein Arzt kommen; schließlich einigten wir uns auf einen Versuch mit heißen Umschlägen. Die taten Wunder. — Am nächsten Tag schrieb er ein griechisches Formenextemporale. Mein Freund schrieb eine „Drei mit dem Strich nach unten“, ich eine fünf. Solches geschah vor Pfingsten. Gleich nach Pfingsten ging es nun an den Bau des Paddelbootes. Holz besorgten wir uns, Stoff zur Bespannung hatte ich aus den Ferien mitgebracht. Natürlich hatten wir nicht das geringste Geschick, und es wurde eigentlich auch kein Paddelboot, sondern eine längliche, vorn zugespitzte Kiste. Nun mußte die Bespannung noch wasserdicht gemacht werden. Also wurde Teer gekocht, und dann ging die Schmiererei los. Einige Gartenstühle gingen drauf. Bis das Zeug trocken war, konnten wir natürlich nicht warten. Also runter an den See, und los ging die Jungfernfahrt. Wir kamen auch ein ganzes Stück hinaus,

dann gingen aber die Paddel kaputt, und unser Kahn leckte mehr und immer mehr und sackte schließlich ganz ab. Aufgeben wollten wir unseren Kreuzer natürlich nicht, schwimmend schoben wir ihn vor uns her an Land. Aber da gingen die Leiden erst richtig los. Über und über waren wir mit Teer beschmiert, konnten unmöglich so in die Kleider. Hermann Buhlert wußte Rat. Er fuhr mit dem Rad nach Hause und holte ein Putzmittel, Blitzblank, und dann wurden wir geputzt, aber wirklich blitzblank. Mir brennt heute noch die Haut, wenn ich daran denke — doch der Teer war verschwunden.

Wenn das Paddelboot auch unrühmlich endete, in anderer Weise hatte es seinen Zweck erfüllt. Man war nämlich in den entsprechenden Erzieherkreisen zu der Ansicht gekommen, daß auch die Jüngerer doch besser im Ruderklub aufgehoben wären, vor allem der Aufsicht wegen. Also wurden wir in den Ruderklub aufgenommen.

Da erhielten wir nun eine gründliche nautische Ausbildung. Unter Helmut Horn mußten wir einige Male in den Ruderkasten, und sein Bruder Fritz führte uns in die Geheimnisse der Segelkunst ein. Bald hieß es: „Na, mit dem Floh könnt ihr nun segeln, aber treibt es man nicht zu toll.“ Das wollten wir auch nicht. Bei der ersten Gelegenheit ging es los. Der Dritte im Bunde war Detlev v. Stechow. Ein mehr als steifer Nordwind kam aus Richtung Ziercke. Als wir über die Fischernetze hinaus waren, nahmen wir das erste Mal Wasser über. Aber dann macht es ja erst richtig Spaß, wie jeder bezeugen wird, der etwas vom Segeln versteht, und eine „Schöppkell“ war auch da. Die Begeisterung wurde immer größer, einer steuerte, einer schöppte, der Dritte hing weit über Bord, um das Gleichgewicht zu halten. Aber der Schöpfer kam nicht mehr mit, der Kahn wurde immer voller. Umkehren ausgeschlossen — wir können ja schwimmen! Aber schließlich: — „da legt dein Schiff sich auf die Seite und richtet nimmer sich empor.“ Zu unserer größten Verwunderung hatten wir Grund und standen bis zum Hals im Wasser. Retter waren bald zur Stelle. Fritz Horn kam mit der „WaMü“, Fritz Denzin mit dem väterlichen Motorboot. — Bloß zu Hause nichts sagen! Aber Zeitungen haben ja immer Unglück angestiftet. Der Rostocker Anzeiger brachte eine lebhaft Schilderung unserer Havarie, mit vollen Namen. Zu Hause stoben einige Funken, auch die Schule interessierte sich. Wir kamen vor die Konferenz. Hannes Hinrichs führte die Verhandlung. Es lief darauf hinaus, daß wir eben nicht segeln konnten. „Ja, wer kann denn eigentlich richtig segeln?“ „Ihr Sohn, Herr Professor“, sagte einer geistesgegenwärtig. Hannes glänzte ordentlich auf vor Vaterstolz. „Ja, mein Sohn, der ist perfekt im Segeln.“ Hört man nicht Hannes, wie er das sagte? Damit war die Sache erledigt.

Mit Jung-Hannes sind wir dann sehr viel gesegelt. Und schließlich wurden wir auch selbst perfekt im Segeln. Und älter wurden wir auch, und es wurde wirklich ein feiner Sport, das Segeln wie das Rudern. Aber die Reihen lichteten sich, und die älteren Kameraden wurden nach und nach eingezogen, und im Sommer 1917 waren wir nur noch wenige. Wir konnten nun völlig machen, was wir wollten, und taten das auch. Keiner kümmerte sich um uns, glücklicherweise auch die Schule nicht. Was waren das für herrliche Zeiten und Fahrten! Über die Woblitz nach einem Nebensee, ich glaube er hieß Laßus, mit dem Schilfbaron nach Wesenberg, wozu wir sogar von der Schule frei bekamen. Es ist nur gut, daß im Herbst der Spaß immer aufhören mußte, ich glaube, ich wäre sonst nie über Tertia hinausgekommen.

Einmal passierte eine traurige Sache. Ein Soldat vom Ersatzbataillon hatte sich ein Ruderboot gemietet und wahrscheinlich vom Boot aus gebadet. Jedenfalls trieb der Kahn leer an, und in ihm lag die Uniform. Nun ging ein Suchen nach dem Ertrunkenen los, aber ohne Erfolg, über eine Woche. An einem Nachmittag segelte ich mit der „WaMü“. Da sah ich Fischer Melz mit zwei Booten über den See kommen. Er hatte den Ertrunkenen gefunden und schleppte ihn im Netz nach. Ich segelte ihm entgegen, und als ich heran war, rief er: „Ha, wi hewwen een swarten Nigger funn, öwer holln's sick man de Näs to un führen's em jo nich öwer, süs plätz he up.“ Die Leiche wurde nun bei Fischer Melz an Land gezogen. Es war Hochsommer, sehr heiß und der Wind stand auf die Stadt zu. Zunächst mußte ein Arzt kommen, um den Tod zu bescheinigen. Med.-Rat Stein ist nicht mehr als bis auf 50 m herangegangen. Dann kamen einige Feldwebel vom Bataillon, nahmen ein Protokoll auf und erklärten, die Leiche könnte erst am nächsten Tag geholt werden. Da ging Fischer Melz aber hoch. „Ick heww de Liek funn“, sed he, „un se ligt up min Grund un Bodden, un wenn se's nich glik afhal'n, schmiet ick's wedder rin.“ Die Leiche wurde noch am Abend geholt.

Unser Interessenkreis erweiterte sich, und schließlich segelten und ruderten wir nicht mehr allein, auch die jungen Damen vom Lyzeum begeisterten sich für den Wassersport. Es ist wohl ein Zeichen beginnenden Alters, daß man ängstlicher und bedenklicher wird. Aber heute muß ich feststellen, daß es oft ein verdammter Leichtsinn war, mit jungen Mädchen, die fast alle nicht schwimmen konnten, bei oft sehr kräftigem Wind auf dem See herumzukreuzen. Einmal ruderten wir mit zwei Damen nach dem Kammerkanal. Schon hin war es bedenklich, aber zurück war es so, daß wir lieber umkehrten, die Mädchen absetzten, sie nach Hause laufen ließen und das Boot leer über den See ruderten. Die eine von beiden habe ich übrigens später geheiratet.

In den Pfingst- und großen Ferien wurden fast immer von einigen Schülern größere Bootsfahrten unternommen. Oft lagen die Segler wochenlang an der Müritz. Ich habe mit der alten Mannschaft, Voigt, v. Stechow, eine Fahrt nach Rheinsberg und Fürstenberg gemacht. Ach, wie war es herrlich, als wir am ersten Abend unser Zelt aufgebaut hatten: wunderbares Wetter, schönste Natur und eine Stille, wie sie eben nur in „oll Mecklenbörg“ zu finden war. Wir aßen unser Abendbrot, dicke Erbsen mit Speck, fertig von Hause mitgebracht — im Kriegsjahr 1917. Es wurde noch einmal gründlich gebadet und dann wollten wir im Zelt schlafen. Aber es wurde nichts aus der Ruhe und der Romantik unserer ersten Zeltnacht. Die Erbsen waren in der Hitze vergoren. — Am nächsten Vormittag hatten wir uns wieder erholt. In Rheinsberg sahen wir uns Schloß und Park an. Dr. Michaelis war gerade Reichskanzler geworden. „Großer Friedrich! Was würdest du sagen, wenn du wüßtest, daß in deinem Staat ein Michaelis Reichskanzler ist“, sagte v. Stechow. Was aber der Große Friedrich in den nächsten Jahrzehnten alles gesagt hätte, wagt man gar nicht auszudenken. Als unsere Tour beendet war und wir an einem wundervollen Sommerabend wieder zurück über den Zierkersee nach Neustrelitz fuhren, kam mir zum ersten Male mit aller Deutlichkeit zum Bewußtsein, daß unsere Schulzeit und unsere Freiheit nun bald zu Ende gehen würden, denn auch wir waren in das militärpflichtige Alter gekommen. Aber etwas Zeit wurde uns noch gelassen, mir bis zum Sommer 1918. —

Ja, so war es auf dem Zierker See, zu meiner Zeit wenigstens. Lange ist es her! Und wer ist noch da von den alten Männern? Fritz Denzin fiel noch am Ende des ersten Weltkrieges, Fritz Horn ist auch nicht mehr, Werner Stein wurde Zahnarzt, er starb jung, hat sich wohl nie von seiner schweren Kriegsverletzung erholt. Mein Freund Bernhard Voigt war später Facharzt für innere Krankheiten in Eberswalde. Er ist als Sanitätsoffizier in Rußland seit 1944 vermißt. Und die anderen sind in alle Welt zerstreut. Man freut sich, wenn man in der Anschriftensammlung einige wenige bekannte Namen liest.

Ich selbst habe in meinem späteren Leben kaum mehr Gelegenheit gehabt, Wassersport zu betreiben. Mein Sohn hat ein Paddelboot auf der Elbe, er nimmt mich manchmal mit. Das Aus- und Einsteigen in ein so schmales Boot — kein selbstgebautes — wäre vor 40 Jahren besser gegangen, und mein Sohn hat immer Angst, daß ich ihm den Boden durchtrete. Wenn ich aber dann sitze, ist es wunderschön und ich komme mir jugendlich und sportlich vor.

Aber auch hier wurde mir die Illusion genommen. Unterhalb Dresdens begegneten wir einem anderen Paddelboot, zwei junge Leute saßen drin. Sie grinsten mich recht freundlich an, und einer sagte im schönsten Sächsisch: „Gucke mal, d'n Babba gefällt's.“



Sollte es nicht schon die Jugend nachdenklich machen,  
daß das Leben fast immer mit der gleichen Münze zahlt,  
mit der man selbst zahlt oder gezahlt hat?

P.

## Zu unserem Hamburger Treffen

Das Marburger Treffen hat Schule gemacht:  
wir haben gedacht,  
daß auch wir Frauen es schaffen würden.  
Doch manche Hürden  
galt es zu nehmen.  
Wir hatten nicht den Weg, den bequemen,  
über eine Altschülerkartell  
Doch wie dem auch sei:  
mit Elan und Willenskraft  
war es geschafft!  
Alle Semester waren vertreten,  
die wir gebeten.  
Frauen und Ledige, Alte und Junge —  
von fern und nah  
waren sie da.  
In Hamburg waren's — man hat sich gewundert —  
weit über hundert!

*Alma Rohrbach geb. Simon*

## Treffen der Lyzeistinnen in Hamburg

*Ein Bericht für die, die nicht dabei sein konnten.*

Dienstag nach Ostern trafen sich in Hamburg 120 Ehemalige der Neustrelitzer früheren „Höheren Mädchenschule“, zum Teil mit Angehörigen, nämlich: Aßmann, Ilse; Barkhausen, Marie geb. Reichel; Bauer, Annaliese geb. Boldt und Mann; Benfer, Erika geb. Schwenn; Benzin, Elsbeth geb. Maaß, Fürstenberg; Block, Elisabeth; Block, Frieda geb. Raßmann; Blühdorn, Reni geb. Hustaedt; Boldt, Dr. Ursula geb. Heitmann; Bootz, Anni geb. Uhthoff; Borck, Gretel geb. Fölsch; Bormann, Fritz; Böttger, Käthe geb. Buff; Brandt, Christel; Bredner, Charlotte geb. Rechlin und Mann; Büchner, Waltraud geb. Blankenburg; Buhrow, Ella geb. Müller; Bürgel, Frieda geb. Göbeler und Mann; Cordua, Else geb. Schultz-Vorheide und Mann; Dettinger, Eva geb. Fehlauer; Diederichs, Dr. Ursula geb. Prütz und Mann; Dinse, Adele geb. Sternhagen; Frau Dittrich geb. Kotelmann; Dörband, Erika geb. Pautzke und Mann; Freise, Inge geb. Frost; v. d. Gathen, Vera geb. v. Fersen; Gerlach, Emmy geb. Westphal; Gerlach-Odebrecht, Anna-Liese geb. Schroeder-Düsterförde und Mann; Gössel, Clara; Haberland, Ernst; v. Hammacher, Inge geb. v. Rosenberg und Mann;

Hanel, Ilse geb. v. Wichert; Hartwig, Gertrud geb. Kähler; Hauptmann, Alma geb. Lamprecht; Heepe, Liese Lotte geb. Denzin; Heitmann, Charlotte geb. Schmidt und Mann; Hils, Brigitte geb. Düvel; Hoven, Helga geb. Bartel; Jacobs, Gretl geb. Christensen und Sohn; Keske, Margaret geb. Karal, mit Mann und Tochter; Keibel, Ruth geb. v. Engel; Knoop; Ursula; Koch, Grete geb. Wegner-Mirow; Kraack, Gerhard; Kratz, Elisabeth geb. Müller; Kröpelin, Helga geb. Lüders; Krüger, Irmi; Krüger, Marie-Luise und Mutter Marta; Kuhn, Käte geb. Sünemann; Lamprecht, Minnie; Lange, Käte; Lange, Lotte geb. Doerschner; Leinenbach, Erika geb. Siefert; Loyal, Margarete geb. Frost; Lindner, Lotte geb. Müller; Lüders, Marliese geb. Starke; Lungfiel, Ursula geb. Müschen und Mann; Maaß, Gudrun geb. Schlegel; Matzen, Mieke geb. Woisin; Meincke, Helene; Mestern, Elfriede geb. Seehase; Meyer, Elisabeth geb. Michaelis; Müller, Dr. Herbert; Müller-Crepon, Hildegard geb. Pape und Sohn; Neckel, Hildegard geb. Stecher; Neelsen, Susanne geb. Rehländer; Nobach, Martha geb. Niekrenz; Oertgen, Gisela geb. Michaelis; Pade, Charlotte geb. Dörnbrack; Pape, Helga; Pautzke, Gerda geb. Schneider und Schwester; Peters, Dr. Ernst und Frau; Peters, Hilde geb. Drewes; Petroll, Else geb. Kesier; Philipp, Gisela geb. Seidel und Tochter; Piper, Barbara geb. Zwar und Mutter; Praefcke, Carola geb. Diederichs, Praefcke, Irmgard geb. Diederichs; Pretsch, Eva; Prien, Lisel geb. Schroeder-Rehberg. v. Quadt, Elisabeth geb. Maaß; Rasso, Martha geb. Richard; Reese, Ursula geb. Conradi; Rehm, Maria geb. Siewerth; Frau Dr. Reiche, geb. Waschischeck; Reichel, Marie geb. Barkhausen; Reinhart, Christa geb. v. Engel; Riemer, Christel geb. Neu; Ringers, Margot geb. Schwartz; Rochna, Charlotte geb. Kotelmann und Tochter Juliane Nürnberg; Rohrbach, Alma geb. Simon; Rolff, Emilie geb. Simon; Sellerbeck, Sigrid geb. v. Engel; Scharenberg, Ursula geb. Eger und Mann; Scheben, Gisela geb. Fründt; Schregel, Gertrud geb. Schultz; Schuchardt, Friederike geb. Wesemann; Schulz, Dietrich; Schulze, Brigitte geb. Joch; Schulze, Ilse; Schünemann, Hildegard geb. Langhans; Schürer, Wiebke geb. Josephi; Schwach, Eva-Maria geb. Breest; Stahlkopf, Erika geb. Zanzig; Stamer, Hetta geb. Christensen; Stecher, Gertrud; Sturmfels, Steffi geb. Honcamp; Uthhoff, Sophie geb. Uthhoff; Vorbeck, Olga; Wagner, Barbara geb. Illmer; Wendt, Liselotte geb. Stein und Bruder; v. d. Wense, Renate geb. v. Arenstorff; Wiencke, Dora geb. Ceconi; Wihtol, Martha geb. Willert; Wilk, Erika geb. Aßmann; Wilke, Lotte geb. Borchert; Wittenburg, Else; Wurll, Hanna geb. Doerschner; Ziegenspeck, Käthe.

Der Tag verlief wie im Programm vorgesehen: Hafenrundfahrt, gemeinsames Mittagessen im Remter am Dammtorbahnhof, gemeinsamer Abend im Patzenhofer am Stephansplatz.

Das Wetter war eigentlich scheußlich: es war kalt und regnete fast den ganzen Tag — trotzdem konnte die Stimmung nicht besser sein. Aus vielen Briefen, die ich in den letzten Wochen erhalten habe, strahlt diese Stimmung wie aus einer Rückschau auf den Tag in Hamburg. Ich gebe Auszüge aus diesen Briefen:

„Kommen Sie man an Bord, der Dampfer ist geheizt, und zu trinken gibt es auch was“, forderte man uns auf, als wir fröstelnd an den Landungsbrücken standen. — Was wir bei der Hafentrundfahrt gesehen haben? — „Gut, daß wir hierüber keinen Aufsatz zu schreiben brauchen“, hörte ich jemand sagen. „Mensch, hast du dich verändert!“ — „Na, du bist aber auch dicker geworden.“ — „Wie heißt du eigentlich? Bist du verheiratet?“ — „Wie heißt doch die da, die kenne ich doch auch?“ — „Ach, da sitzt ja auch Emmy Westphal, hatten wir nicht Turnen bei ihr? — nee, Erdkunde — ich frag



*Eröffnung des Hamburger Abends*

sie mal: wir hatten beides bei ihr gehabt“. „Überall Händeschütteln, Wiedersehensfreude, pausenloses Erzählen — wie damals in der Schule, so eine richtige fröhliche Schulgemeinschaft. Da konnte der Schiffsführer durch seinen Lautsprecher noch so viel erzählen — wir klöhten und klöhten. Ich habe von seinen ganzen Erklärungen nur gehört: „Und dieses, meine lieben Damen aus Neustrelitz und Umgebung, interessiert Sie wohl auch: dies ist das Kaiser-Wilhelm-Becken. Komisch, nich? Könnte ja auch Adenauer-Becken

heißen, aber das war nämlich so, daß hier in diesem Hafenbecken Kaiser Willem das Schwimmen doch gelernt hat. So begann das Treffen. Wir waren schon über 60. Beim Mittagessen im Remter über 90 (70 waren nur angemeldet — drangvolle Enge, aber satt wurden wir alle, die Unterhaltung litt auch nicht darunter).“ — „Als im Laufe des Tages Briefe von denen, die abgesagt hatten, herumgereicht wurden — und an jeden Brief angeklammert eine Postkarte mit Adresse —, da wurde mir klar, was für Arbeit zur Vorbereitung unseres Treffens gehört hatte. Lieber Herbi! Im Namen aller danke ich Ihnen! Auch dafür, daß Sie den „offiziellen“ Teil so kurz machten: nach der Begrüßung abends im Patzenhofer die stille Gedenkminute für alle Heimgegangenen aus unserer großen Schulgemeinschaft, den kurzen Rechenschaftsbericht über die von uns eingesandten Gelder für Ihre Auslagen (Überschuß als Pakete nach Mecklenburg), die Bitte, Ihnen Anschriften Ehemaliger zu schicken, damit sie zu dem Treffen in zwei Jahren eingeladen werden können (eine Umfrage ergab: wieder am Tage nach Ostern, wieder in Hamburg), die Bitte, die Caroliner Zeitung zu bestellen, damit sie auch für uns ein einigendes Band wird und schließlich — und das war wohl das schönste am Abend —, daß wir im Bildwerfer alte Bilder sehen konnten: die Heimat, Schulausflüge, unsere Klassen, unsere Lehrer und Lehrerinnen. Alle sahen wir sie noch einmal in ihrer strahlenden Jugendlichkeit, als ersten unsern lieben alten verehrten Rat P r a e f c k e. Wir sahen das alles nicht ohne Wehmut — auch wir sind nicht mehr so jung wie damals . . .“

Soweit die Stimmen der Ehemaligen.

Die Grüße der Caroliner und der Landsmannschaft Mecklenburg überbrachte Peter Heitmann, er unterstrich noch einmal die enge Verbindung der beiden Schulen. Dr. Peters dankte denen, die dies Treffen zustande gebracht hatten. Frau Rehm und Frau Kuhn waren unermüdlich dabei, die ausgelegten Anwesenheitslisten weiterzureichen. Erhard Lungfiel schob ohne Murren immer wieder neue Bilder unter den Bildwerfer, den er uns besorgt hatte und den er auch heil wieder wegbesorgte.

Als die Abschiedsstunde nahte, mußte mancher betrübt feststellen, daß die Zeit doch noch nicht ausgereicht hatte, alle Bekannten anzusprechen und sich alles vom Herzen zu reden, was dieses Wiedersehen hatte lebendig werden lassen.

Landau in der Pfalz, Mai 1958

*Dr. Herbert Müller*

\* \* \*

Eine der ältesten Ehemaligen hatte auf dem Hamburger Treffen folgende von ihr verfaßte Verse vorlesen wollen, aber — sie war nicht dazu gekommen:

### Erinnerung an Niegenstrelitz

Du schöne Stadt an'n Zierkersee,  
wo leew har ick di doch!  
Dröchst du nun ok 'n anner Kleed,  
ick leew di ümmer noch.

De Jugendjohren güngen hen,  
dat Läwen fat't uns all,  
doch war' ick jung, wenn denn und wenn  
ick denk an'n Schölerball.

Un Zieten scheest den Saal entlang  
— wo schmeet he woll de Been —  
mit „Schän di Dam“ un „annawang“,  
o Gott, wo wier dat schön!

De Liehrer stahn all wedder up  
un stiegen up't Pödest,  
un een beschwört den annern rup.  
— Und denn dat Schüttenfest!

De Börger all, so Mann för Mann,  
marschiern in forschen Schritt,  
lütt Schlieper May güng vörn an,  
un allens leep denn mit.

Ach künn ick doch, ick will't gestahn,  
ick will ok k r u p e n giern,  
noch mal de ollen Straten gahn,  
so, as se f r ü h e r wiern.

*Olga Vorbeck*

---

### Als ich noch im Flügelkleide . . .

(1896—1905)

Von Studienrätin a. D. Clara Gössel

Als ich Ostern 1896 an der Hand meiner Tante vorbei an der zugigen Ecke der Neustrelitzer Stadtkirche in das kleine Gebäude dahinter, die Großherzogliche Höhere Mädchenschule, „Bildungsanstalt für die weibliche Jugend“ geleitet wurde, trat ich dort in ein merkwürdig fest gefügtes Gebilde ein.

Alle Klassen hatten, ich weiß nicht, seit wievielen Jahrzehnten, ihre unveränderlich festgesetzten Klassenleiter. Zuerst kam ich in der 8. Klasse in die gütigen Hände von Luise Kankelwitz, der „jungen Kankeline“, die mich besonders herzlich betreute, da ich seit kurzem mutterlos geworden war. Das jeweilige Geburtstagskind durfte den Ehrenplatz auf ihrem Schoß einnehmen und voll Stolz das selbstgewählte Märchen mit der Klasse hören. Als wir die junge Kankeline verließen, brach der Ernst des Lebens für uns an, denn wir zogen in die 7. Klasse zur „alten Kankeline“. Sie sollte die Schwester der jüngeren sein, aber ihre altväterliche Art ließ sie eine Generation älter erscheinen. Sie saß vor der Klasse in einem großen rohrgeflochtenen Lehnstuhl; ihre altmodische Kleidung wurde durch eine große Schürze geschont. Bei ihr lernten wir den Stock kennen. Er war noch verhältnismäßig klein und biegsam, aber Herr Leberecht Schultz in der 6. Klasse trat mit einem langen Marterinstrument in die Erscheinung, mit dem er in die Handflächen und auf die Knöchel schlug. Daß uns diese Züchtigung irgendwie mit Empörung erfüllt hätte, erinnere ich mich nicht. Sein guter Rechen- und Gesangunterricht und sein sonstiges Wohlwollen gegen uns machten vieles wieder gut; besonders aber erschien uns alles Voraufgegangene harmlos, als wir in die drakonische Zucht von „Tining“ Bahrdt in die 5. Klasse kamen. Wie alt mag Tining gewesen sein? Für uns war sie zeitlos. Sie war klein, was meinen Vater, den ich heute noch bewundere, weil er sich bei unseren Klagen immer auf ihre Seite schlug, zu der treffenden Bemerkung veranlaßte: „Klein, aber hoho!“ In der unwirtlichen Jahreszeit trug sie — wie eine Gestalt aus dem Struwelpeter — ein großes graukariertes wollenes Umschlagetuch anstatt eines Mantels und einen kleinen Capothut. Ihre winzigen Füße steckten, wenn die Witterung es erforderte, in kleinen Galoschen, hatte sie in anderen Klassen Unterricht, so blieben die Gummischuhe in ihrer 5. Klasse stehen, und wir verharnten oft ehrfurchtsvoll vor diesen kleinen Gebilden, bis eines Tages eine, die die Ehrfurcht unbegreiflicher Weise nicht kannte, diese Fußbekleidung ergriff und emporschwenkte. Da kam Tining herein, und ich kann heute noch nicht fassen, daß damals die Welt nicht unterging. Ihre Klasse war die erste links nach dem Eingang. Äußerlich war dieses Heiligtum schon gekennzeichnet durch eine Fußmatte, die einzige vor einer Klasse. Öffnete sich die Tür, so sah man den weißgescheuerten Fußboden blitzsauber. Durch die beiden Bankreihen bewegte sich Tining zum Pult, einem Hochsitz, der durch Stufen zu ersteigen war. Vor ihr saßen wir, alle ausgerichtet, mit gefalteten Händen, die Füße brav nebeneinandergestellt. Auf den Tischen lagen die jeweils in der Stunde gebrauchten Bücher und Hefte, alle in blauen Umschlägen. Mein Vater mußte einmal alle neuen braunen Umhüllungen gegen blaue umwechseln. Sie, Albertine Bahrdt, war die Tochter von August Bahrdt, dem Dichter des Liedes in unserem Liederbuch: 1. „Wie heißt der Gau im deutschen Land, gesegnet reich von Gottes Hand? ... Er wird genannt Vandalia (= Land der Wenden: Mecklenburg). Wenn Tining von dieser bewegenden Tatsache, daß sie die Tochter des berühmten Dichters sei, zu uns sprach, pflegte sie zu weinen. — Oft saßen Übeltäterinnen zur Strafe auf den Stufen zu Tinings Füßen, und wenn man dann gefragt wurde, bohrte sich ein spitzer Zeigefinger erbarmungslos in den Kopf. Eine härtere Strafe bestand darin, daß man die Klasse verlassen mußte. Das passierte mir einmal. Als ich die Tür hinter mir schloß, fühlte ich mich wie befreit. Aber in mir tauchte die Frage auf, wo ich jetzt meinen Strafaufenthalt zu wählen

habe. Denn einfach vor der Tür stehen zu bleiben, schien mir eher eine Belohnung als eine Strafe zu sein. So begab ich mich auf die Wanderung, und mein sündiges Herz kam erst zur Ruhe, als ich in der bitteren Winterkälte unter der großen Akazie an einer Ecke des Schulhofes gelandet war. Inzwischen hatte Tining meine Strafe für beendet gehalten, aber als ich hereingeholt werden sollte, war ich nirgends zu finden, bis ich schließlich aus meinem kalten Versteck ganz „verklamt“ erlöst wurde. Mit einem furchtbaren Segen über meine leichtsinnige Handlungsweise empfing mich Tining. Als sie im weiteren Verlauf der Stunde das Wort „pisacken“ erläuterte, erhob sie sich plötzlich von ihrem Thron, ging auf mich zu, bohrte mir ihren berüchtigten Zeigefinger in die Brust und sagte: „Die habe ich heute gepisackt!“ — Ein furchtbares Unglück passierte mir in dieser geheiligten Klasse bei einem anderen Lehrer. In dem Tintenfaß des Pultes war keine Tinte mehr. Da stürzte ich hilfsbereit mit meinem Tintenfaß zum Katheder, stolperte, und der Inhalt ergoß sich auf den gescheuerten Fußboden. Es ergab sich nach meiner Beichte bei Tining eine furchtbare Szene, und nur der Güte unseres Schuldieners verdankte ich es, daß ein wenig Trost in mein armes kleines Herz kam. Es gab Eltern, denen ihre Kinder für diese harte Zucht zu schade schienen und die sie deshalb die 5. Klasse überspringen und ein Jahr privat unterrichten ließen. Doch bin ich selbst Tining als Kind schon manchmal halbbewußt dankbar gewesen für die Ordnungsliebe, die sie in uns geweckt hat. Außerdem hatten und haben wir fast alle, die wir durch ihre Hände gegangen sind, eine anständige Handschrift, denn in dieser Hinsicht betreute sie uns noch in höheren Klassen. Nachdem wir die 5. Klasse erfolgreich absolviert hatten, wurden in der 4. Klasse plötzlich alle Dämme von uns eingerrissen, und eine große Zuchtlosigkeit trat an die Stelle von Tinings eiserner Ordnung. Vielleicht war Herrn Schmuhs Schicksal besonders schwer, weil wir aus einem so harten Zwang kamen. In der 3. Klasse kehrte dann alles zu einer wohlwollenden Strenge zurück. Auguste Lorenz' Kleider waren alle nach demselben Schnitt gearbeitet, mit eng anliegender Taille und hohem Stehkragen. Den langen Rock zierte ein seidenes Schürzchen. Das Haar war hinten hochgekämmt und ruhte als „Dutt“ oben auf dem Kopfe. Sie flößte uns durch ihre bestimmende Art und ihre Lehrfähigkeit Achtung ein. In der 2. Klasse als der einzigen erlebten wir durch den Tod des Klassenleiters einen Lehrerwechsel. — Eine meiner schrecklichsten Schulerinnerungen war die Verkündigung des Strafmandats: „10 Verse!“ Das bedeutete: 10 Verse aus Johann Heinrich Vossens „Der siebenzigste Geburtstag“ mit dem unvergeßlichen Anfang: „Auf die Postille gebückt zur Seite des wärmenden Ofens saß der redliche Tamm ...“ Wie oft haben auf gemeinsamen Schulwegen die in dieser Hinsicht weiter Fortgeschrittenen den Anfängerinnen diese herben Hexameter eingepaukt! — Die Krönung der ganzen Schule war ohne jeden Zweifel Rektor Rat Praefcke, unser „Bobbi“, der die beiden letzten Schuljahre 1b und 1a, führte. Er war ein gottbégnadeter Lehrer, der von seiner christlich-theologischen Weltanschauung her uns sicher führte. Es gehörte einfach zum guten Ton, daß man für Bobbi „schwärmte“, was viele Eltern nicht verstehen konnten, da keine äußere Schönheit unsere Einstellung ihm gegenüber rechtfertigte. Alles, was über unsere Kinderseelen an übergroßer Strenge oder allzu nachgiebiger Schwäche in der Schulzeit dahingegangen war, in Bobbi fand es seinen segensreichen Ausgleich. Viel beneidet wurde ich, als ich Bobbis fürsorgliche Hände ganz privat an mir erleben durfte.

Unter der berühmten Akazie auf dem Schulhof war ich beim wilden Toben so hingeschlagen, daß ich stark am Auge blutend zu Bobbi gebracht wurde. Da holte er ruhig seinen Apothekenkasten und verband mich eigenhändig so sachgemäß, als hätte er gerade einen Kursus für „erste Hilfe bei Unglücksfällen“ mitgemacht. — Unsere Schulferien mit seinen Reden zu Sedan oder zu Ehren einer Persönlichkeit des Großherzoglichen Herrscherhauses haben mir einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen durch ihre echte Feststimmung. Ich sehe uns noch am Sedantag in weißen Kleidern mit roten Schleifen auf den Schultern, mit roten Haarschleifen in den aufgelösten Haaren und der breiten roten Schärpe Bobbis Worten lauschen. Um sich nicht zu wiederholen, tat er manchmal einen Griff weit zurück in die mecklenburgische Geschichte bis zu Heinrich dem Pilger oder Niklot und Pribislav.

Als unsere Jahrgänge 1929 nach 25 Jahren ein frohes Treffen in Neustrelitz feierten, war Bobbi der einzige Überlebende des ganzen Kollegiums. — Wir waren beglückt, ihn in unserer Mitte zu haben. Er begann seine warmherzige Ansprache mit den Worten:

„Noch eine hohe Säule  
zeugt von verschwundener Pracht,  
auch diese, schon geborsten,  
kann stürzen über Nacht.“

Inzwischen ist auch diese Säule gestürzt, aber die Erinnerung an unsere ganz einzigartige Schulzeit ist geblieben und wird in Dankbarkeit in uns fortleben.

---

## VERMISCHTE NACHRICHTEN

**Geboren:** Brigitte Schulze, geb. Joch, ein Sohn (Martin). — Dr. Horst Schäfer ein Sohn (2. Kind). — Dr. Johannes Lessing und Dr. Elisabeth Lessing, geb. Keseler ein Sohn Rudolf (2. Kind). — Assessor Wilhelm Dreyer u. Frau Ursula geb. Gempke: eine Tochter (1. Kind).

**Verlobt:** Irma Krüger mit Hans Robert Wendland, Hamburg-Lübeck.

**Verheiratet:** Revierförster Otto Rassow mit Helga, geb. Kühl. — Hans Christoph Klingenberg mit Helene, geb. v. Lerche.

**Beförderungen, Examina pp.:** Referendar Hundt bestand am Oberlandesgericht sein Assessorexamen. — Karin Hass, Tochter unseres „Caroliners“ Claus Hass, bestand das Abitur auf der Bochumer Frauenschule und beabsichtigt, den Beruf einer Filmdisponentin nach Erwerbung eines höheren Handelsdiploms einzuschlagen. — Dieter Hass, Sohn von Hauptmann Franz Hass (†) bestand das Abiturientenexamen. — Klaus Warncke, Sohn des Landes-Medizinalrats Dr. Kurt Warncke, machte sein Abitur mit Auszeichnung. Er will Naturwissenschaften studieren. — Diplom-Volkswirt Fritz Müller, Landau/Pfalz, promovierte in Graz zum Dr. rer. pol. — Tom Stech, Sohn von Dr. Hermann Stech, bestand das Abitur (Jura). — Dr. K. H. Narjes wurde chef de cahier adjoint beim Europa-Parlament in Straßburg. —

Studienrat i. R. Köhler beging im April den Tag seines Amtsantritts vor 50 Jahren im Kreise seiner Familie.



## Dr. HUSTAEDT

80 Jahre alt

Am 3. Oktober 1958 feiert Dr. jur. Roderich Hustaedt seinen 80. Geburtstag. Die Altschülerschaft des Carolinums hat allen Anlaß, eines Mannes zu gedenken, der seit über 60 Jahren bis auf den heutigen Tag seiner alten Schule die Treue gehalten hat.

In Mecklenburg-Strelitz stand seine Wiege, in diesem Lande und für dies Land hat er an erster und verantwortungsvollster Stelle gewirkt, als er in seiner Vollkraft war. Dies Land bedeutet für ihn schlechthin „Mecklenburg“. Darin, und nicht nur darin, gleicht er dem alten,

blinden Großherzog Friedrich Wilhelm, der jeden Schüler aus „Land-ein“ (Meckl.-Schwerin) als Ausländer betrachtete und von ihm und den ebenfalls unerwünschten Preußen doppeltes Schulgeld erhob.

Dr. Hustaedt wurde am 3. Oktober 1878 in dem idyllisch gelegenen, kleinen Flecken Mirow geboren, wo die Begräbnisstätte des Strelitzer Fürstenhauses lag. Später, als Mirow zur Stadt erhoben wurde, war es Hustaedt, der als Erster den Ehrenbürgerbrief von seiner dankbaren Vaterstadt erhielt. Außer ihm wurden damals bei der 700-Jahrfeier Mirows Oberlandesgerichtspräsident Kretschmann und Staatsrat Dr. Selmer, beide Mirower Kinder und beide alte Caroliner, mit der gleichen Ehrung ausgezeichnet.

In Neustrelitz erhielt er auf dem Gymnasium Carolinum von 1890—1898 seine geistige und sittliche Ausbildung auf humanistischer Grundlage. Ebendorthin kehrte er nach abgeschlossenen juristischem Studium zurück; am 1. I. 1908 wurde er vom Großherzog Friedrich Wilhelm zum Landrichter beim Landgericht Neustrelitz ernannt. Hier blieb er viele Jahrzehnte lang, bis er sich im September 1954 zur Übersiedlung nach Baden-Baden entschloß, um den Lebensabend in seinem dort gelegenen Hause zu verbringen. Dr. Hustaedt hat sich immer durch und durch als Mecklenburg-Strelitzer gefühlt. Kein Wunder also, daß dieser eingefleischte „Strelitzer“ nach der Novemberrevolution 1918 mit Leidenschaft und der ihm angeborenen Energie für die Erhaltung der Selbständigkeit des Landes eintrat. Da alle Parteien, einschließlich der Sozialdemokraten, in diesem Punkte einig waren, gelang es damals tatsächlich, das kleine Land noch einmal vor dem Schicksal zu bewahren, von dem großen Bruder Schwerin übergeschluckt zu werden.

Hustaedts politische Grundhaltung war insofern eine konservative, als er „am guten Alten in Treue halten“ wollte, aber er hatte aus dem verlorenen 1. Weltkrieg gelernt, daß man mit den gegebenen Tatsachen rechnen müsse und sich einem gesunden Fortschritt nicht verschließen dürfe. So fand er denn zu der

Partei Friedrich Naumanns, zu der auch der jetzige Bundespräsident Theodor Heuß gehörte, dessen politische Aufklärungsvorträge im Neustrelitzer Schloß noch heute jedem unvergeßlich sind, der sie einst miterleben durfte.

Sehr bald schon stand Dr. Hustaedt unter den Politikern des Landes in der vordersten Reihe; seine juristische Vorbildung, seine praktischen Erfahrungen auf dem Gebiet der Verwaltung, die er während des Krieges gesammelt hatte, seine Kenntnisse der besonderen Verhältnisse in der Struktur des Landes befähigten ihn, im Jahre 1920 das Amt eines Finanz-, Justiz- und Kultusministers zu übernehmen — drei Ministerien in einer Hand — ein Amt, das er fast acht Jahre hindurch ununterbrochen bekleidet hat. Dazu war er Mitglied des früheren Reichsrats.

Es ist hier nicht der Ort, Dr. Hustaedts Verdienste als Staatsmann ausführlicher zu würdigen. Nur so viel sei gesagt, daß es ihm stets ein Hauptanliegen war, die Finanzlage des Landes gesund zu erhalten. Hier waren seine Erfolge unbestritten und wurden selbst von seinen politischen Gegnern anerkannt. Auch die Vererb-pachtung der Bauern, die Auseinandersetzung mit der Großherzoglichen Familie, die Trennung zwischen Kirche und Staat und viele andere Probleme wurden in großzügiger Weise gelöst, so daß am Ende alle zufriedengestellt waren.

Es mag widersinnig erscheinen, das Amt eines Finanzministers und das eines Kultusministers in eine Hand zu legen, denn der Kultusminister verlangt viel Geld für seinen Etat, das der Finanzminister oft nicht bewilligen kann, wenn er Einnahmen und Ausgaben miteinander in Einklang bringen soll. Aber gerade wir Neustrelitzer müssen heute mit Dank feststellen, daß Dr. Hustaedt auch seiner Aufgabe als Kultusminister gerecht geworden ist. Davon zeugt das neue Landestheater, dessen Bau Dr. Hustaedt unmittelbar nach dem Brand des alten Hoftheaters, z. T. gegen den Widerstand des Landtages, in Angriff nahm; davon zeugt ferner das schöne, stattliche Gebäude am Glambecker See, das Carolinum, das 1925 mit großen Festlichkeiten seiner Bestimmung übergeben wurde.

Der Neubau einer Lehranstalt war inzwischen notwendig geworden; die ehemalige Realschule (Realprogymnasium), nach dem 1. Weltkrieg zu einer Vollanstalt ausgebaut, hatte gewaltigen Zuspruch; die alten Gebäude in der Tiergarten- und Glambeckerstraße vermochten die wachsende Schülerzahl längst nicht mehr aufzunehmen. So entschloß sich das Kultusministerium zu dem Bau eines repräsentativen Gebäudes, in dem beide Anstalten unter einem Oberstudiendirektor vereinigt werden sollten.

Besonders muß die Tatsache hervorgehoben werden, daß der Schulbau mitten in der Inflationszeit begonnen und durchgeführt worden ist. Mit Recht bezeichnete daher der preußische Kultusminister Prof. Dr. Becker in seiner klassischen Festrede dieses Ereignis als eine „kulturelle Tat“, die in dem politisch und wirtschaftlich daniederliegenden Deutschland beispielhaft sei. Mit dem Theater und dem Carolinum hat Dr. Hustaedt sich ein Denkmal errichtet „aere perennius“. H. blieb nach seinem Ausscheiden als Staatsminister in Neustrelitz als Rechtsanwalt und Notar ansässig, bis er seine Praxis verlor.

Was man in dieser Zeit an Dr. Hustaedt versäumte, hat die Carolinerschaft in Marburg 1956, nachgeholt, und es dürfte dem heute 80jährigen Jubilar eine Freude und eine Genugtung gewesen sein, als man ihn vor zwei Jahren zum Ehrenvorsitzenden des Festausschusses ernannte. Wir alle, die wir Marburg miterlebten, waren erstaunt über seine Vitalität, seine körperliche und geistige Frische. Sein unverwüstlicher Humor, seine Gesangesfreudigkeit mit der nötigen Lautstärke, sein jugendlicher Geist zwangen auch die sonst so solide jüngere Generation, in seinen Bann. Dabei war er mit seinen 78 Jahren weitaus das älteste Mitglied der Tafelrunde!

Dr. Hustaedt genießt das otium cum dignitate in seinem geliebten Baden-Baden. Er beschäftigt sich mit der Abfassung seiner Lebenserinnerungen, die jetzt in einem Umfang von fast 2000 Schreibmaschinenseiten vorliegen und für spätere Historiker eine wahre Fundgrube bilden dürften.

Allen denen, die ihm in Marburg nähertraten oder in der Caroliner Zeitung seine Artikel lesen, sei gesagt: Er ist alt geworden, aber jung geblieben; semper idem est. Die Altschülerschaft gedenkt am 3. Oktober d. Js. ihres verdienten Mitglieders mit den herzlichsten Wünschen für einen gesegneten Lebensabend. Ad multos annos!

Johannes Köhler,  
Vorsitzender der Altschülerschaft

Die Carolinerschaft entbietet ihrem Ehrenvorsitzenden, dem Staatsminister a. D. Dr. Koderich Hustaedt die herzlichsten Glückwünsche zum 80. Geburtstage. Möge ihm noch viele Jahre die ihm immer treu gebliebene Kraft und Gesundheit erhalten bleiben.

i. A.: Heitmann

---

### Geburtstage

Den 90. Geburtstag feierte Frau Janell, Witwe des Oberstudiendirektors Dr. Janell, Mutter unseres Caroliners und Oberzeichenlehrers Ulrich Wellhausen, in Reinbeck bei Hamburg. Drei sehr schöne Federzeichnungen von U. W., die von Dr. med. Johannes Lessing gestiftet wurden, sollten schon in diesem Heft erscheinen, trafen aber zu spät ein. Wir bringen sie nun in der nächsten Nummer. — Seinen 89. Geburtstag feierte Stabszahlmeister a. D. Albert Stecher, der uns in diesem Heft wieder mit Bildern aus der Heimat erfreut. — Frau Gertrud Hagemann, Lüneburg, Mutter von Dr. Fritz Hagemann, eine der ältesten ehemaligen Schülerinnen der Töchterschule Neustrelitz, beging in voller Gesundheit den 86. Geburtstag. — Hermann Warncke - Neustrelitz konnte in alter Frische seinen 85. Geburtstag begehen. Das Quartett Seifert brachte ihm um 9 Uhr morgens ein kleines Konzert: Lobe den Herrn, Mozart, Borodin und Schubert erfüllten den manchen von uns so gut bekannten Raum. Der Gabentisch war reich gedeckt. — Studienrat Karl Nahmacher, Neustrelitz, feiert am 30. Oktober seinen 84. Geburtstag. — Kulturrat a. D. Otto Wegener, Freiburg/Br., feierte seinen 83. Geburtstag. — Landwirt i. R. Andreas Peters (Schulfreund von Dr. Hustaedt und Hermann Warncke) feierte im November 1957 seinen 80. Geburtstag. — Frau Schondorf, Witwe des Ministerialrats Sch. und Mutter unseres Caroliners Heinz Schondorf, jetzt in Konstanz wohnhaft, beging ebenfalls den 80. Geburtstag. Sie ist noch rüstig und nimmt am Geschehen der Zeit und auch an der Entwicklung der Carolinerschaft regen Anteil. — Unser alter Caroliner und Mitarbeiter, der unermüdlich schaffende und forschende Entomologe Dr. Ernst Urbahn, konnte im Kreise seiner Familie seinen 70. Geburtstag begehen. — Stadtmedizinalrat a. D. Dr. med. Friedrich Lube feierte in Braunschweig seinen 70. Geburtstag (vgl. Sonderartikel). Schon im Heft 21/22 hat die Schriftleitung um Mitarbeit aus den verschiedenen Berufen gebeten. Wird Dr. Lube darin unserm lieben Dr. Urbahn folgen? Wir hoffen es! Die Stadt Braunschweig hat ihm für seine Verdienste ihre „Goldene Plakette“ überreicht. Das ist die höchste Auszeichnung, die die Stadt zu vergeben hat; sie wird sehr selten verliehen. —

## Gestorben

Senatspräsident a. D. Ernst Siegert, früher Ministerialrat im Meckl.-Strel. Staatsministerium, ist am 10. Juni 1958 im Alter von 71 Jahren in Montreux gestorben und in Berlin-Dahlem beigesetzt. S., aus bekannter Rostocker Pastorenfamilie stammend, studierte in Heidelberg und auf englischen und französischen Universitäten. Seine beiden Söhne waren Caroliner. Winhold S., geb. 29. 6. 1918, wurde aktiver Offizier in einem Reiterregiment und fiel gegen Schluß des Krieges. Sibrand S. ist als Leutnant im Grenadier-Regiment 48 am 31. Dezember 1943 gefallen. Ihre Mutter Martha S., geb. Brockmann, stammte ebenfalls aus einer Rostocker Pastorenfamilie. Beide Eltern waren wegen ihres vornehmen gütigen Wesens geachtet und beliebt. Der Zufall will es, daß Ernst Siegert gerade in diesem Heft zweimal im Bilde erscheint. Sicher würde ihm die Erinnerung an Hindenburgs Besuch in Neustrelitz eine besondere Freude bereitet haben. — Kaufmann Ludwig Höcker, Sohn unseres unvergeßlichen treuen Caroliners, des Kaufmanns Georg Höcker, wurde von seinem schweren Leiden erlöst. — Werner Rütz, Wesenberg, wird als vermißt gemeldet. — Kurt Lorenz, Wesenberg, ist im Kriege in Ungarn vermißt. — Siegard Pornhagen, Kratzeburg, ist gefallen. — Eberhard Prillwitz, Wesenberg, ist gefallen. — Joachim Tesch, Canow, ist in Rumänien vermißt. — Herwig Ries und Horst Ries, Buchenhorst bei Quassow, sind vermißt. — Baurat Werner Frost fiel am 11. 2. 1943 bei einem Panzerüberfall in Südrußland als OT-Front-Führer (Majorsrang) im Alter von 42 Jahren. — Einer unserer ältesten Caroliner, Kirchenrechnungsrat August Rust, der in aufopfernder Pflichterfüllung bis zum 80. Lebensjahre im Dienst der Kirche stand, ist in die Ewigkeit abgerufen. — Emmy Harcke, geb. Hoffmann, Gattin unseres Caroliners Franz Harcke (früher Strelitz), ist nach schwerem, langem Leiden gestorben. Viele werden bei dieser Nachricht mit Wehmut dieser lichtvollen, anmutigen Gestalt aus den eigenen Jugendjahren gedenken. — Dietrich Roloff ist im Kriege gefallen. —

Wolfgang Heuck, Schüler des „Carolinum“ von 1936-44 starb im Frühjahr 1945 in Zichenau in Ostpreußen in russischer Gefangenschaft. — Hildegard Eggers, die Jahrzehnte hindurch an der Grund- und Mittelschule in Neustrelitz tätig war, ist im 73. Lebensjahr gestorben. Selten hat sich eine Lehrerin bis in die höchsten Jahre hinein eine solche Frische bewahrt und ihren Schützlingen wie auch ihren Freunden durch ihren sonnigen Humor die Stunden der Arbeit wie des außerschulischen Zusammenseins vergoldet. Sie war ein aufrechter und tapferer Mensch, der in der Zeit des Ernstes und der Not, ohne viel Umstände zu machen, da war. — Martin Baumann, früher Dramaturg und Regisseur am Landestheater Neustrelitz, ist vor einiger Zeit gestorben. Mit ihm ist ein sehr feinsinniger Mensch und Künstler dahingegangen, der sich auch im bürgerlichen Kreis Liebe und Achtung erworben hatte und in manchem Haus ein gern gesehener Gast war. — Helmut Matthaei, 1908 zu Thorn geboren, 1926 Abiturient des Realgymnasiums, ist 1942 im Osten gefallen. H. M. studierte Jura, beschäftigte sich schon während der letzten Schuljahre mit Kunst, wandte sich insbesondere der plastischen Kunst und Zeichnung zu und hat auf beiden Gebieten eine Reihe hochwertiger Werke geschaffen. — Franz Hass fiel als Hauptmann und Gruppenkommandeur eines Kampfgeschwaders Anfang März 1942 in Italien. Sein Sohn Dieter bestand in diesem Jahre das Abitur und beabsichtigt, Diplomingenieur zu werden mit dem Spezialgebiet der Flugzeugkonstruktion. Seine Tochter Ingrid ist mit 16 Jahren Unterprimanerin auf einer höheren Frauenschule in Berlin-Zehlendorf. — Hans-Joachim Freiherr v. Schleinitz, geb. 25. 4. 1921, ist gefallen als Leutnant am 27. 6. 41. — Helmuth Freiherr v. Schleinitz, geb. 1. 12. 1923, ist seit 27. 6. 44 im Osten vermißt. — Dr. Herbert Rath-sack, Amtsgerichtsdirektor, ist in der Haft gestorben. Aus dem Nachruf in den „Burschenschaftlichen Blättern“: Seit unsere Burschenschaft wieder, erstanden ist,

suchte ich in ihren Mitteilungen immer wieder nach einem Namen, der für mich das Beste enthält, was ich mir unter Leipziger Germanen vorstellen kann. Alles was vergebens. Es ging mir wie einer Mutter, die um ihres verlorenen Kindes willen die Ruhe nicht wiederfindet. Ein Arzt, ein Mitschüler aus seiner Heimat, in Schleswig-Holstein, (wer ist das?) hatte H. R. und seine Tochter als Flüchtlinge im Frühjahr 1945 aufgenommen, seine Frau blieb in N., um womöglich Heim und Herd zu bewahren. Um seiner Frau willen kehrte H. R. nach Neustrelitz zurück — er hatte niemals der Partei angehört — wurde aber einige Tage darauf verhaftet. „Nun muß ich ja wohl in mein eigenes Gefängnis“, sagte er, „Das war das letzte, was seine Frau von ihm hörte. Have pia animal!“ — Oda v. Vietinghoff starb mit ihren Eltern Frühjahr 1945 den Freitag. — Elisabeth Gräfin von der Recke, geb. Freiin von Maltzan-Penzlin, Mutter unseres Caroliners Hans Werner Graf von der Recke, ist am 1. April 1958 in New York unerwartet an Herzschwäche verstorben. Ein schwerer Verlust für den Sohn, der seine Mutter über alles liebte und sie in seine neue Heimat nachgeholt hatte. — Amtsgerichtsdirektor a. D. Dr. jur. Ulrich Jackwitz ist im 80. Lebensjahr in Neustrelitz gestorben. In Friedland, Neubrandenburg und Neustrelitz hat er, abgesehen von seinen Studienjahren, sein Leben verbracht. Überall hat er sich durch sein stets gleichmäßiges, zuverlässiges Wesen Freunde erworben und so manchem geholfen. Möge er in Frieden ruhen! — Die Tochter unseres alten Caroliners Dr. med. Otto Witte, Woldegk, die med.-techn. Assistentin Lotte Witte ist von ihrem schweren, langen Leiden durch den Tod erlöst worden. — H. U. Schäffer (Feldberg) ist gefallen. — Hans Lorenz (Feldberg) ist gefallen. — Albert Klemm (Schüler des Gymnasiums und der Realschule) ist 1948 in Mecklenburg gestorben. — Fritz Ihlenfeld, Woldegk, ist gefallen. — Hartwig Diesing, Woldegk, ist gefallen. — R. H. Muchow, Feldberg, ist gefallen. — Gerhard Wolff, Feldberg, ist gefallen. — Wolfgang Klingenberg, Fürstenberg, Bruder von Dipl.-Ing. Gerhard K., Hannover, ist kurz nach Ende des Krieges, den er als Frontsoldat mitmachte, im Nordseebad Tossens gestorben. — Bauingenieur Junghans beklagt den Tod seiner Frau Maria geb. Hüniken-Rödlin, die während der Geburt des zweiten Kindes (ein Knabe, gesund) gestorben ist. Seine Mutter ist nun bei ihm. — Studienrat Johannes Barmwoldt ist im 15. 11. 1954 gestorben. Er hat am Gymnasium in Bad Schwartau zuletzt unterrichtet. Am 30. 9. 54 wurde er pensioniert. — B. kehrte aus dem 1. Weltkrieg schwer kriegsverletzt zurück. Niemals erwähnte er seine Verletzung, die seinem Leben einen besonderen Lauf gab und ihm den Dienst nicht leicht machte, da ja Kinder und Jünglinge sich nur sehr schwer in die Seele eines vom Schicksal hart getroffenen Menschen versetzen können. B. aber blieb immer gleichmäßig pflichtgetreu und sein lauterer Charakter half ihm, das Leben dennoch zu meistern. Wir werden das Gedächtnis wachhalten. — Studienrat Friedrich Willert, Schüler und Abiturient des „Carolinum“, war zuletzt an der Realschule in Schönberg tätig. Sein Wunsch, an seine alte Schule in Neustrelitz zu kommen und Haus und den besonders schönen Garten der Eltern zu übernehmen, wurde ihm nicht mehr erfüllt. Er wurde bei Kriegsende von den Amerikanern festgenommen, nach einiger Zeit aber wieder entlassen. Dann wurde er ein zweites Mal von der Sowjetmacht festgesetzt und starb nach mehrjähriger Haft. — W. war wie unser Kollege Studienrat Barmwoldt ein ruhiger, bescheidener Mensch, der sich durch seine stille Art und durch seine Pflichttreue die Sympathie seiner Vorgesetzten und Kameraden erwarb. Ehre seinem Andenken! — Wer kennt den Wohnsitz seiner Witwe? —

Axel Unterstein, geb. Neustrelitz, 28. Oktober 1912, Schüler des Carolinums von Sexta bis Oberprima, Abitur 1931; dann Studium der Jurisprudenz, zuletzt Oberleutnant und Komp.-Führer in einem selbständigen Gebirgsjägerbatl., ist am 30. Juni 1944 auf der Kola-Halbinsel gefallen. — Olga Hochreuther, geb. Steffen, beklagt den Tod ihres Gatten, des Oberlandesgerichtsrats Hochreuther in Karlsruhe. — Die Witwe des Dr. med. Drodten starb im 71. Lebensjahr in Neustrelitz: —

Der Masseur Jens, Vater des gefallenen Caroliners und Piloten Jens, ist in Neustrelitz gestorben. Er war in der Stadt eine allseitig bekannte Persönlichkeit, hat vielen geholfen und bis zuletzt seinen Beruf ausgeübt. — Landgerichtspräsident Dreyer, Vater unseres gefallenen Abiturienten Dreyer, starb Herbst 1945 in der Haft. Eines seiner letzten Worte: Ich habe seit meiner Kindheit nicht mehr gebetet; hier habe ich wieder beten gelernt. — Oberstabsarzt d. R. Dr. med. Erich Bressel, Arzt in Magdeburg, ist nach dem Kriege dort verstorben. Er hinterließ die Witwe mit drei Kindern. Sein Sohn wurde schwer kriegsverletzt. — Joachim Stühmer besuchte das Carolinum bis 1940, trat dann in den Arbeitsdienst, wurde 1941 Soldat bei den Panzergrenadiern in Eberswalde und machte den Vormarsch bis zum Terek mit. Im März 1943 wurde er als Leutnant (nach einer Verwundung und Teilnahme an einem Offizierkursus) wieder bei seiner Truppe eingesetzt und fiel am 2. April 1943 im Alter von 21 Jahren in der Nähe von Isjum. Er war das einzige Kind seiner Eltern. —

---

#### Aus Briefen

Heinz Schondorf: Ich habe die letzte C.Z. wie auch die früheren Hefte mit Interesse gelesen, denn es fanden sich darin viele Namen von guten alten Freunden und Bekannten, die ganz aus meinem Gesichtskreis verschwunden waren — aber auch mit Wehmut, denn der Tod hat in den vergangenen Jahrzehnten reiche Ernte gehalten. Vita somnium breve . . . Im Herbst 1923 verließ ich das Realgymnasium, um Buchhändler zu werden. Schon Urgroßvater und Onkel hatten diesen Beruf ergriffen . . . Mein unvergeßlicher Vater starb 1949. Mein lieber Bruder trat 1934 in den Orden der Christlichen Schulbrüder in Kirnach-Villingen (Schwarzwald) ein. 1940 wurde er Soldat und fiel 1941 in Rumänien. (Der Vater von Heinz Schondorf trat als Regierungsbaurat in den Mecklb.-Strel. Staatsdienst und wurde später Ministerialrat. Er ist der verdienstvolle Erbauer unseres neuen Carolinums am Glambecker See. Sein Kunstsinn zeigte sich besonders stark in der Gestaltung der herrlichen Aula.) — Dr. Hermann Hingst: Ich werde mich bemühen, möglichst viele Anschriften von gesuchten ehemaligen Carolinern zu erhalten und so meinen Dank abzustatten . . . Ich habe mich einer schweren Magenoperation unterziehen müssen. Obwohl mir die Ärzte (Chefarzt Dr. Meissner und Dr. Bacher) nur wenig Aussicht auf Genesung machen konnten, bin ich wieder gesundet. — Eva Toense, geb. Hauptmann: Sehr gern würde ich alle meine alten Lehrer und Mitschüler einmal wiedersehen und bitte, alte Freunde und Mitschüler herzlich zu grüßen. Ich bin noch berufstätig und arbeite halbtags in der Apotheke. Wir freuen uns schon auf die nächste C. Z. — Hermann Warncke: Ich habe während der Brahms-Festwoche in Hamburg sieben (!) Konzerte besucht, einen Abend mit Freunden bei einem Glas Burgunder verbracht, eine Hafensrundfahrt unternommen, im Lager bei Frau Braun zu Mittag gespeist und abends in der Michaelis-Kirche das Requiem gehört, eine Wiedergabe, wie ich sie noch nie erlebt habe (85!). Dirigent war Leopold Ludwig von der Hamburger Staatsoper. — M. N.: Gerade aus der Erziehung bei einem Glas humanistischen Geist entstand die untadelige Haltung und Geistesführung im Kriegsgeschehen. Mit unsern gefallenen Söhnen ist eine Zeit dahingegangen, die heute nicht mehr verstanden werden kann, und ihr Sterben ist ein Abschluß nicht nur in unserm Leben, sondern eine Lücke für die nächste Generation, die die hohen Einsätze nicht mehr begreifen kann. — Günter Müller: Wie oft denke ich noch an Neustrelitz und die schöne Schulzeit zurück. In alle Winde verstreut sind sie, mit denen ich die Schulbank drückte und viele weilen nicht mehr unter den Lebenden. Ich kehrte erst nach fünf-

jähriger russischer Gefangenschaft zurück und habe mir nun hier eine Existenz geschaffen und mit meiner Familie — eine 14jährige Tochter auf dem altsprachlichen Gymnasium, zwei Buben 6 und 8 Jahre — ein Heim gegründet. H. M.: Das ist doch'n schön grad Wark, wat de C. Z. dörchführt. Wi lopen dornah, as de Weisen ut'n Morgenland achter den Stiern. I. A.: Die C. Z. ist ein schönes Band, und es freut uns besonders, daß wir alle, in der alten und in der neuen Heimat mit in diesen Kreis einbezogen werden. — Helli Cordua: Ich wohne jetzt bei meiner Tochter und Enkelin in Californien und fühle mich hier sehr wohl und glücklich. — Hermann Brunswick (Argentinien): Ich bin Jahrgang 1883, auf dem Carolinum 1890—1902; trat dann in die Kaiserliche Marine ein. Machte Abitur mit Rudolf Sauter, Willi Haack, Günther Beckstroem, Fritz Mau. Ich habe von keinem nachher je wieder etwas gehört . . . Faschi Oldörp aus der Töpferstraße soll als Goldsucher in Neuguinea untergegangen sein . . . Wir hatten damals einen Leseverein, in dem Schultz, Bertram, Ernst Wuthman und Fritz v. Dewitz, Richard Ahlgrimm und Wilhelm Müller waren . . . Onkel Schmidt sagte einmal zu mir, als ich wieder einmal wegen Faulheit auffiel: „Brunswig, Sie werden mal enden wie der Müller, der bei guter Begabung auch so faul war wie Sie. Was ist aus ihm geworden? Drüben im Schwerinschen ist er gestorben.“ Ich saß im Karzer und fand dort den Namen meines Vaters, meines Bruders Peter und meines Bruders Karl. . . Ich bin verheiratet, habe fünf verheiratete Kinder und 17 Enkelkinder, alle in Argentinien ansässig. Bin schriftstellerisch tätig und seit März 1958 Lehrer für Geschichte und Deutsch an der Burmeisterschule in Buenos Aires. Meine Frau ist Oberin des hiesigen Deutschen Hospitals. . . Ich lasse durch die C. Z. grüßen: Roderich Hustaedt, Max v. Wussow, Dr. Otto Witte, Victor Praefcke, Frau Otty Schüder, geb. Rust, Paul Weiglin, Walter Cordua, Susanne Egger, geb. Lütke, Dr. Fründt, Ulrich Becker, Paul Buchin, Werner Rust, Catarina Strauß, geb. Lorentz, Tochter von Rechtsanwalt Lorentz neben der Löwenapotheke (Käthe Lorentz Tanzstundenliebe meines verstorbenen Bruders Karl), Walter Rieck, Frau Martha Reymer, geb. Seidel, damals wohnhaft Sassenstraße (Tanzstundenfreundschaft von Zieten Baumast) . . .

„Zerstoben ist das freundliche Gedränge  
 Verklingen, ach, der erste Wiederklang, . . .  
 Und was sich sonst an meinem Lied erfreut,  
 Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreut.“ . . .  
 „Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,  
 Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.“ —

Ingeborg Freise, geb. Frost: Man lebt für einige Zeit wieder in dem lieben alten Neustrelitz und vergißt dieses aufreibende Leben mit der ewigen Hast und den sich überstürzenden Ereignissen . . . Ich verließ Neustrelitz, nachdem ich meine Mutter am 3. April 1945 verloren hatte. Nach drei Tagen landete ich in Hamburg bei meinem Mann in unserer durch Bomben fast ganz zerstörten Wohnung . . . Meine Schwester war mit ihrer Tochter aus Pommern zu uns geflüchtet. Im Februar vor 3 Jahren verlor ich meinen Mann . . . Um mich zu ernähren, stehe ich einem Haushalt von 4 Personen vor. Und es ist gut so, ich würde sonst nur den ganzen Tag grübeln. Nach 9 Stunden Arbeit freue ich mich auf mein einsames Zuhause . . . Die Tochter meiner Schwester studiert als Werkstudentin Philosophie (7. Semester.) — Günter Tramm: Abitur 1941. Entlassung aus der Kriegsmarine als Oberleutnant zur See. Maurerlehre und Gesellenprüfung. Werkstudent an der Technischen Hochschule Hannover. 1952 Dipl.-Ing.-Prüfung. Regierungsbaureferendar bei der Wasserwirtschaftsverwaltung des Landes Nordrhein-Westfalen. 1956 Bauassessor beim Regierungspräsidenten in Köln (Wasserrecht und Wasserwirtschaft), Mai 1958 Regierungsbaurat . . . Unser letztes Zusammentreffen liegt schon lange zurück. Es war im Kriege; Sie waren schon nach Waren/Miritz versetzt worden und auf dem Bahnhof in Waren trafen wir uns. — Otto Rasso:

Biedenkopf a. d. Lahn liegt etwa 30 km von Marburg entfernt. Revier und Forsthaus sind sehr schön. — Wilhelm Paschen: Bin Vater einer 30jährigen Tochter und Großvater zweier Enkelkinder ... Ich denke an die Zeit meiner Kindheit in Neustrelitz noch gern zurück. Mein Vater ist 1922, meine Mutter 1943 verstorben. — Werner Klose: Paul Kühls saubere Historikerarbeit, Annaliese Wagners Darstellung des jungen Heinrich Schliemann mit dem sehr schönen Photo des großen Forschers und vor allem der menschlich bewegende, stilistisch so ausgewogene Brief Dr. Rosenthals — ganz aus dem Geiste Thomas Manns — gefielen mir besonders. — Joachim Vielmetter: Leider kann ich erst heute antworten, da ich auf einer längeren Auslandsreise war. Mit gleicher Post erhalten Sie eine Spende. — Erich Brückner: Der Zusammenhalt der alten Schüler und das hohe kulturelle Niveau Ihrer Zeitschrift erfüllt mich als alten Neubrandenburger Schüler mit „Neid“, nicht in dem Sinne von Mißgönnen sondern als Ansporn, daß wir auch so etwas haben sollten ... Ich beginne nun mein 78. Lebensjahr und merke, daß die Arbeitsfähigkeit abnimmt. — Franz R. C. Umnack: Mein Vater Otto Umnack (geb. 1843, gest. 1930) hat die Realschule absolviert. Mein Bruder Dr. jur. Umnack, Rechtsanwalt und Notar, Abiturient des Carolinums, wurde 1876 geboren und starb 1924 in Neustrelitz am Gehirnschlag. Mein Bruder Rudolph war Übersee-Kaufmann, geb. 1876, gest. 1941 ... Mit Hermann Stahl, Bruder von Dr. med. Walter Stahl-Hannover, war ich 1½ Jahre in Mexico-Stadt zusammen. Dann ging er nach San Luis Potosi, während ich fünf Jahre in der Hauptstadt blieb. — Annemarie Bartold: Mit Hildegard Eggers habe ich viel Liebe und Freundschaft verloren. Die Alterseinsamkeit steht vor der Tür. — Wilma Damer; geb. Fingerlin (Quito-Ecuador). Vor meiner Heimreise herzlichen Dank und herzliche Grüße. Ich bedaure aufrichtig, an dem Hamburger Treffen nicht mehr teilnehmen zu können. — Heinz Lohmeyer: Ich war von 1933 bis 1941 Schüler des Carolinum. Nach dem Abiturientenexamen wurde ich Soldat. 1948 kehrte ich aus der russischen Kriegsgefangenschaft zurück. Erst jetzt habe ich mit großer Freude anlässlich eines Besuches in Oldenburg von dem Bestehen der Carolinerschaft Kenntnis erhalten. Herbert Randow: Mir fiel beim Lesen des Rosenthal-Briefes ein Wunsch meines verstorbenen Freundes Wilhelm Sponholz aus Fürstenberg auf die Seele. Er erzählte mir oft, daß Dr. Rosenthal sein bester Freund auf der Schule gewesen sei, sie seien immer beisammen gewesen. Und Sponholz war ehrlich bekümmert über die Trennung. Er sagte mir das noch beim letzten Zusammensein vor seiner Operation an Lungenkrebs. Die Operation verlief angeblich gut, aber nach drei Wochen starb Sponholz in der Klinik an Embolie. — Wenn Sie dies Herrn Dr. Rosenthal mitteilen, wäre ich dafür schon dankbar in der Annahme, daß ich dann einem Wunsch meines verstorbenen Freundes Sponholz nachgekommen bin. — Hermann Gienapp: Die mit großer wissenschaftlicher Sorgfalt unternommene und abgefaßte geschichtliche Untersuchung von Paul Kühl verdient gebührende Anerkennung. Die Erinnerungen von Willi Cordua, Peter Brunswig und Roderich Hustaedt geben ein höchst lebendiges Bild damaliger Zeit. Schließlich sind doch auch keinesfalls zu entbehren die so köstlichen wie deftigen plattdeutschen „Sartyrika“ — sind doch die Mundarten allzeit der nötigste Urquell für Fortbestand und ständige Erneuerung des gesamtdeutschen Sprachgutes! ... Rosenthal und ich waren mehrere Jahre in der Oberstufe Klassenkameraden. Und ich denke, daß für alle, die ihn vom Carolinum her kannten, die Erinnerung an sein stilles, bestimmtes, vornehmes Menschtum ein unverlierbares und stets lebendiges Gegenzeugnis gegen alle verjährten barbarischen Doktrinen sein müßte. — Willi Cordua: Den Brief von Rosenthal, den ich nicht mehr gekannt habe, las ich mit großem Interesse. Eine erfreuliche menschliche Größe spricht aus seinen Worten. Es ist wohl ein weiter Weg für eine Menschenseele, bis sie zu solcher Abgeklärtheit kommt. Wenn der Weg eben ist und bequem, wird sie nie das Ziel erreichen. Die Schmerzen und das Leid sind die Helfer auf dem Wege zur Höhe. Das bestätigt ein solcher Brief ... Mit R. und

K. habe ich im letzten Jahre die Verbindung wieder aufnehmen können. Das Besondere an solchem Sichwiederfinden ist wohl, daß man genau da sich wiedertrifft, wo man einst auseinanderging. Die dazwischenliegenden 50 Jahre sind zunächst wie ausgelöscht. — Robert Buhrow: Ich habe den Inhalt der Hefte nachdenklich und in völliger Versunkenheit gelesen: man durchfliegt so etwas nicht. Es waren ganz eigenartige Empfindungen, die der Rückblick auf die Jugend in mir ausgelöst hatte. 50 Jahre nachher! „Eich Du mein Gott!“ würde Onkel gesagt haben... Wir waren 24 Köpfe in der Nona. — Hermann Harras: Die schönen acht Jahre im Carolinum, das schon mein Vater und seine Brüder besucht haben und auch mein Bruder Hans Jürgen, der seit Anfang 1945 verschollen ist... Ich grüße alle ehemaligen Lehrer und Mitschüler in herzlicher Verbundenheit. — Hans H. Fölsch: Es sind bereits drei Wochen vergangen, seit an einem Freitagmorgen das Märzheft der C. Z. bei mir ankam. Ich gestehe, daß ich alles andere habe liegen lassen und das Heft gelesen habe. So groß war meine Freude darüber. Es ist ja merkwürdig, wie sehr die alten Neustrelitzer an dieser Stadt und unserer Schule hängen. Erst seitdem wir nicht mehr in unserm alten Strelitzer Ländchen leben können — es bestand für uns irgendwie doch weiter, obwohl es seit 1934 aufgehört hatte zu bestehen — haben wir gemerkt, wie sehr wir damit verbunden sind. — Erhard Lungfiel: Gottfried Köhnke, Mirow, nahm als Adjutant der Nachrichten-Abteilung 12 im Juni 1944 an den Kämpfen bei Mogilew teil. Es ist anzunehmen, daß er zusammen mit dem Abteilungskommandeur, Major v. Renesse, lebend in Gefangenschaft geraten ist. — Dr. Walter Stahl: Meine vier Brüder sind alle schon gestorben. Mein jüngster Bruder starb im Kriege in Mexiko, wo er seit 35 Jahren ansässig war. Er ging mit O. Unmack nach drüben. — Elisabeth Bergholtz, geb. Lütcke: Wenn ich nur wüßte, wie ich der C. Z. danken könnte. — Käthe Bröker: Mein erster Eindruck: ich war sehr erschüttert über die Zerstreuung, — aus nur einer einzigen Stadt, unserm früher so lieben Neustrelitz... Welch eine reiche geistige Welt in den wenigen Blättern! — Hans Hinrich Thau: Schon in Strelitz habe ich in den Jahren 1932—36 am dortigen Technikum in den volks- und staatswissenschaftlichen Fächern unterrichtet, und heute tue ich es nebenberuflich an der hiesigen Berufsschule. Nie hätte ich geglaubt, daß ich jemals soviel Freude an dieser Arbeit haben könnte. Ob wir wohl heute alles das richtig machen, was wir seinerzeit an unseren Lehrern auszusetzen hatten? — Ehrenfried Bahlecke: ick schriw ja doch för alle Lüd ut de Heimat, de de C. Z. läsen un se soelen sich all bäten hoegen. — Edith Svensson, geb. Wenske (Stockholm): Als ich die C. Z. in meiner Hand hielt, habe ich erst mal alles um mich herum vergessen... Ich bin seit acht Jahren in Schweden, mit einem Schweden verheiratet und habe einen kleinen Sohn. — Im übrigen habe ich sogar hier Kontakt mit einigen Neustrelitzern, darunter Liselotte Neumann und Hidden Stumm. — Margarete Wolter, geb. Wendlandt: Vielleicht interessiert Sie zu hören, daß wir Mecklenburger hier in der Pfalz ein schönes Zusammengehörigkeitsgefühl haben. Unsere Meckl. Abende in Landskuhl verlaufen in Fröhlichkeit und Harmonie. Wir zählen 40 Teilnehmer, die Jugend ist mit 22 Personen vertreten. Fast alle können noch Platt sprechen, was den Heimatdichter Dr. Trittelwitz, Saarbrücken, der uns öfter besucht, besonders erfreut. — Dr. Johannes Lessing: Der Brief aus Honolulu hat mich natürlich angeregt, meiner Frau auch von meinen Schulfahrten zu berichten. Als Fahrschüler war ich ja gezwungen, mindestens zwei Stunden früher als die am Orte ansässigen Schulkameraden aufzustehen. Auch in den Jahren, die jetzt hinter mir liegen war es doch sehr von Vorteil, etwas früher wach zu sein. — Fritz Honig: Gestern kam das schönste Ostergeschenk auf meinen Schreibtisch geflattert: unsere liebe Caroliner Zeitung. Gleich habe ich mich daran gemacht, alte Schätze in Gestalt von Fotos auszugraben... Ich freue mich, daß mein Klassenkamerad Dr. Rosenthal nach all den Enttäuschungen in so feiner Weise uns aus seinem Leben erzählt hat. — Dr. Hermann Stech: Wenn es gelingt, das Niveau der C. Z. zu halten, werden alle

den Herausgebern und den Verfassern aufrichtigen Dank für ihre Mühe wissen. — Ruth Kohlmeyer, geb. Eberdt (Port Elizabeth, Südafrika). Diese Tage erhielt ich das Heft Nr. 23/24 vom September 57 mit dem Bericht über unsere Schule am Elisabethplatz und den vielen Anschriften ehemaliger Schulkameraden und Kameradinnen und habe mich mächtig über alle Nachrichten gefreut. — Dr. Hans Friedrichs: Im Herbst 1938 trat ich in die damalige III O 2 des Carolinums in Neustrelitz ein. Dieser Schule gehörte ich bis zur allgemeinen Einberufung im Mai 1943 an. — Liselotte Dernette, geb. Neumann (Solna-Schweden): Nicht zuletzt wird einem die C. Z. die Heimat wieder näher bringen, nach der man sich immer sehnt, wenn es einem auch gut im Ausland gefällt. Außer mir wohnen noch zwei ehemalige Neustrelitzerinnen hier in Stockholm. Wir treffen uns oft und sprechen dann gern von Neustrelitz und unserer Schulzeit. — Lotte Straube-Kögler, geb. Schillbach: Mit Worten kann ich es gar nicht sagen, wie sehr ich mich zur C. Z. freue. Nie hätte ich geglaubt, daß mich ein so sinniger unverhoffter Gruß aus Heimat und Jugendzeit so bewegen könnte. — Maja Rüggeberg, geb. Hittenkofer: Meine Eltern sind 1945 gestorben... Mit großer Spannung habe ich das Buch von W. Karbe gelesen „Der sich die Heimat erwanderte“. — Hans Seeburg: Betr.: Adressenverzeichnis der Caroliner Hefte. Es kann eine Kettenreaktion auslösen. — Wer nach 50 Jahren einen Liebesbrief von einer sötén Deern bekommt, muß schon ein Dichter sein, um den Gefühlen des Dankes Ausdruck zu geben. — (Nein, Hermann, zu Deinem Gedicht hast Du nur die Schulischen Dinge geliefert, das andere war: „Ihr Name sei von mir verschwiegen?“ —)

Was ich nie gewagt hätte vor 50 Jahren? — ein liebes Küßchen der Dichterin! — Meine Frau, mein Sohn und meine Schwiegertochter samt Enkeln haben sich mit mir gefreut! —

Wer tauchte da alles wieder auf in jugendlicher Frische: Hans Drews, Rudi Hagemeister, Hans Illmann, Karl Kletschke, Lupi von Maltzahn, Erich Thomas, Ernst Ephraimson und last not least all die sötén Deerns.

Wer entsinnt sich der knallenden Tiergartentür, der pendelnden Schloßgartentür, der knarrenden Bahnhofstür? — Warum nenn ich wohl nur Türen? —

Ehrenfried Bahlcke, damals warst Du noch ein Hosenmatz, jetzt hast Du das alte Neu in schönsten Platt wiederaufleben lassen; beruhige Dich, auch ich habe in dem Liebesbrief einiges zu hören bekommen. Gott sei's geklagt, ich war kein Licht, aber nicht einen meiner Fehler, nicht eine einzige Dummheit von damals möchte ich heute missen.

Die meisten meiner Generation liegen unter dem Rasen, so ist es Zeit sich zu rüsten. Ob in Gandersheim oder Montreal/Canada, wo mein Freund Hermann Rössler wohnt, im Zeichen des Sputnik sind wir alle gleich weit weg von Nigenstrelitz.

Der Caroliner Zeitung herzlichsten Dank für den Dienst als postillon d'amour, der mir Sonnenstrahlen ins Haus brachte.

---

### *Adressenänderungen und -berichtigungen*

Wegener, Otto, Kulturrat a. D., Denzlingen b. Freiburg i. Br., Hindenburgstr. 37  
Prütz, Walter, Dr. jur., Rechtsanwalt, Berlin-Charlottenburg, Wielandstraße 45  
(32 03 20 ?)

Pagel, Lucie, geb. Distelmeyer, Bielefeld, Dorotheenstraße 2  
Klingenberg, Hans Christoph, 1365 East Lacon, Detroit 15, Michigan, USA

Klingenberg, Ernst, über die Mutter, Frau Eva Klingenberg, Ffm., Leerbacher-  
 straße 28  
 Zahl, Paul, (22a) Wülfrath, Schillerstraße 6  
 Stenbock-Fermor, Graf Friedrich, Regierungsdirektor, Aachen, Eichendorff-  
 weg 1  
 Grüder, Gerhard jun., Stuttgart, Seiffertstraße 91  
 Fröhlich, Helmut, Hamm/Westf., Brückenstraße 7  
 v. Arnswaldt, Hans Cristoph, Forstmeister, Bergholz b. Büchen  
 Hordorff, Dr., Münster/Westf., Hammerstraße 243  
 Junghans, Fritz, Bauingenieur, Deggendorf/Donau, Stadtau 60  
 Rasso, Otto, Revierförster, Forsthaus Ludwigshütte über Biedenkopf a. d. Lahn  
 Wendlandt, Borwin, Dr., Dipl.-Ing., Frankfurt a. Main, Mainluststr. 16 (33 77 74)  
 Müller, Hans Georg, Dr. phil., Studienrat, St. Ingbert/Saar, Große Flurstraße 7  
 Honig, Fritz, Münster i. Westf., Kettelerstraße 41  
 Lube, Friedrich, Dr. med., Obermedizinalrat a. D., Braunschweig, Ruhtäntchenplatz 3  
 Warncke, Hans, Reg.-Landwirtschaftsrat, Riedlingen/Württb., Landwirtschaftsamt  
 Wellhausen, Frau Katharina, Reinbek b. Hamburg, Bahnsenallee 2a  
 Janell, Frau (Mutter v. Ulrich Wellhausen), Reinbek/Hamburg, Bahnsenallee 2a  
 Prien, Fritz, Bankdirektor, (21) Siegen, Landeszentralbank, Wilhelmstraße 10, I.  
 (5206)  
 Jacobs, Grete, geb. Christensen, Hamburg 13, Grindelberg 58, VII  
 Ladewig, Rudolf (früher Woldegk), Marl-Drewer, Lipperweg 111  
 Müller-Crepon, Klaus, Hamburg-Niendorf, Gehege 31  
 Brauer, Reinher, Dipl.-Ing., Wilhelmshaven, Raabestraße 31  
 Fründt, Hans-Joachim, Tierarzt, Hardegsen b. Göttingen, b. Reg.-Veterinärar  
 Dr. Kobbe  
 Dunccker, Luise, Flensburg, Waitzstraße 20, Töpferei  
 Ludewig, Michael W., Lübeck, Schwartauer Allee 13a  
 Grüder, Dr., Erika, (22b) Betzdorf (Sieg), Struthofweg 9  
 Johnson, Katharina, geb. Seeberg, Bd. Godesberg, Umlandstraße 40  
 Klingenberg, Eva, geb. Siehl, Frankfurt/Main, Leerbachstraße 28 III  
 Matzen, Mieke, geb. Woisin, Hamburg-Bergstedt, Bergstedter Chaussee 192  
 Momberger, Käthe, geb. Graack, Osnabrück, Löwenapotheke, Krahnstraße  
 Nobach, Martha, geb. Niekrentz, Hamburg 13, Jungfrauenthal 26 II  
 Nothse, Christa, geb. Asendorf, (24b) Ütersen, p. A. Pastor zum Felde  
 Riebel, Tilly, Mühlheim/Ruhr, Oberstraße 55  
 Riemer, Christel, geb. Neu, (24a) Geestacht, Messerschmidtstraße 5  
 Ringers, Margot, geb. Schwartz, Bonn/Rh., Wilhelmstraße 58  
 Schroeder, Elly, geb. Christensen, Baden-Baden, Yburgstraße 3  
 Wendt, Lieselotte, Oldenburg/Oldbg., Lagerstraße 20  
 v. d. Wense, Renate, geb. v. Arenstorff, Celle, Küstriner Weg 4  
 Withol, Marthe, geb. Willert, (13b) Passau/Bayern, Neuburger Straße 69  
 Wurl, Hanna, geb. Dörschner, Trittau, Holstein, Kirchstraße 34  
 Rachow, Gerhard, Würzburg, Haydnstraße 14  
 Rachow, Liselotte, geb. Beustier, Würzburg, Haydnstraße 14  
 Zander, Karl, Offenbach/Main, Bettinastraße 12  
 Cordua, Frau Helli, 1227 El Camino Apt. 1, Burlingame, Californien, USA.  
 v. Puttkamer, Generalleutnant a. D., (16) Wiesbaden, Bismarckring 30  
 Hance, Ilse, geb. Rosenhainer, 3920 Foothill Rd., Santa Barbara, California, USA  
 Rosenhainer, Margot, geb. Magnus, Goslar, Claustorwall 34  
 Stichel, Hans, Dr., Oberstudienrat a. D., Darmstadt, Martinstraße 11  
 Heinrichs, Klaus, stud. ing., Berlin-Wilmersdorf, Markobrunnerstraße 21  
 Knacke, Rudolf, Apotheker, Berlin-Charlottenburg, Wundstr. 38  
 v. Wussow, Max, Landrat a. D., Berlin-Dahlem, Max-Eyd-Straße 14  
 Rehm, Maria, geb. Siewerth, Lübeck, Engelsgrube 49

Maecker, Wilhelm, Steueramtmann, Heide/Holstein, Bürgermeister-Blaas-Straße 5  
Roesler, Lies, geb. Fölsch, Holzminden, Landschulheim  
Winkler, Michael, Dipl.-Landwirt, Rodewald, Krs. Neustadt a. Rbge.  
Winckelmann, Hans-Heinrich, Wiesbaden, Bismarckring 39 I  
de Terzi-Brcich, Ruth, geb. Hoffmann, Bozen (Italien), Via Amba Alagi 40  
Clodius, Otto Heinrich, Dr. med., Bielefeld, Städtisches Krankenhaus

---

#### *Unbekannt verzogen*

Herbert Wagner, Nürnberg; Helmut Jaques, Kiel; Alfred Brandt, Essen; Fr.-Wilh. Schenk, Wiesbaden; Liselotte Misner, Ratzeburg; Dr. Walter Israel, Freiburg/Breisgau; Dietrich Post, Darmstadt; Fritz Stutz, Herben-Scherlebeck; Heinz Stengel, Berlin-Charlottenburg; Inge Jahn, Baersdonk, Kreis Geldern; Gundula Schütte, Frankfurt/M.; Gertrud Niemann, Hamburg-Altona; Herta Penner, Köln-Ehrenfeld; Fritz Benzin, Backnang/Württemberg; Horst Dinnes, Düsseldorf; Erich Krüger, Heidenheim/Brenz; Horst Kröger, Porz/Rhein; Bernd v. Mitzlaff Bonn; Ulrich Kootz, Hamburg-Altona; Elgin v. Schewe, Frau, Hamburg-Altona; Hans Meincke, Baurat, Iserlohn.

---

#### *Verschiedenes*

Auch die Universitätsbibliothek Göttingen und die Deutsche Bücherei in Leipzig haben um Nachlieferung der bis 1944 erschienenen Caroliner Zeitungen gebeten. Wer besitzt noch alte Hefte und kann sich von ihnen trennen? — Immer wieder wird die Schriftleitung um Zusendung der Nr. 23/24 (mit den Adressen) gebeten. Leider haben wir keine Exemplare mehr und bitten daher nochmals um Rücksendung bei Doppel-Exemplaren dieser Nummer. Da in dieser Nummer 600 Adressen aufgeführt sind, planen wir, ein gesondertes, vollständiges Anschriftenverzeichnis (ca. 1000 Adressen), möglichst schon zu Weihnachten, herauszugeben. Von Nr. 19/20 (Festschrift) sind noch 30 Exemplare vorhanden. Aber es fehlen Hunderte, wenn man bedenkt, daß damals noch nicht die Verbindung mit unseren Angehörigen in der DDR aufgenommen war. Von Nr. 21/22 sind noch 10 Exemplare vorrätig, ebenso von Nr. 25/26. — Aus zwingenden Gründen mußte das Titelblatt eine leichte Änderung erfahren. Damit wird die Caroliner Zeitung gleichzeitig auch Außenstehenden, insbesondere jedem Mecklenburg-Strelitzer zugänglich. Den von Männern wie Dr. Düsel, Landesbischof Lic. Horn, Konservator Hustaedt, Konservator Karbe, Dr. Weiglin u. a. schon vor dem zweiten Weltkriege eingeschlagenen Weg setzen wir fort. Dazu übernehmen wir die Tradition der von Archivdirektor Witte bis 1935 herausgegebenen Meckl. Strel. Heimatblätter. Das von Annalise Wagner verwaltete Karbe-Archiv und unsere Caroliner F. Winkel, Dr. P. Steinmann, W. Gotsmann geben uns hierfür mit ihren Werken und Forschungen eine gute Basis. — Unsere Zeitschrift hat nun die Form und den Stand gewonnen, die wir alle ihr gewünscht haben und auch erhalten wissen wollen. Daher wird auf Vorstandsbeschluß dieses Heft noch einmal ausnahmslos an alle uns vorliegenden Adressen versandt. Wir wissen, daß es manchem von uns nicht gut, ja nur kümmerlich geht. In solchem Falle bitten wir, soweit es noch nicht geschehen ist, um kurze Nachricht. Die C. Z. wird dann kostenlos geschickt. — Zu uns gehört der Justizbeamte, der Richter, der Fürst. Wir fragen in unseren Reihen nicht nach Rang, Titel, Würden. Unsere Frage ist: Gehörst Du mit Deinem Herzen zu uns? Dann halte zu uns und stütze unser

Werk, das wir zugleich als eine vaterländische Aufgabe ansehen. — Ein ganz großes Verdienst hat sich unser alter Abiturient Kurt Bernhard, Dortmund, Kamenerstraße 22, mit der Herausgabe des Büchleins „Domland Ratzeburg“ von Walter Wiedemann geschaffen. Unter den schwierigsten Umständen heute im Selbstverlage eine solche Schrift erscheinen zu lassen, bedeutet vor allem Opfersinn und Liebe zur alten Heimat. Daher sollte nicht nur jeder Ratzeburger, sondern auch jeder an der Heimat hängende und historisch interessierte Mecklenburger, das Buch erwerben und eine solche Tat unterstützen. Druck und Einband sind vorbildlich, sauber und geschmackvoll. Das Titelbild zeigt den Ratzeburger Dom. Aus dem Inhalt: Lage und erdgeschichtlicher Bau, Vorgeschichte, Geschichte (Das Bistum Ratzeburg, das Fürstentum Ratzeburg, das Land Ratzeburg und Kreis Schönberg). Die Gemeinden. 6,50 DM. — Vielleicht wird es weitere Kreise interessieren, daß der Vater des berühmten Bildhauers und Dichters Ernst Barlach in Ratzeburg als Arzt lebte und Ernst B. an dem Realprogymnasium Schönberg die Reifeprüfung für Prima ablegte. Er ruht auf dem Friedhof in Ratzeburg. — Auch Heinrich Arminius Riemann ist ein Sohn Ratzeburgs. Er ist bekannt wegen seiner Teilnahme am Freiheitskampf im Lützowschen Freikorps und als eifrigster Mitbegründer der Deutschen Burschenschaft. — In diesem Zusammenhang weisen wir hin auf folgende Heimathefte: „Rund um den Zierker See“ von W. Karbe und W. Gotsmann, „Über Hohenzieritz ins Tollensegebiet“ von denselben Verfassern, beide mit Karten und vielen Bildern, und beide zu haben bei Buchhandlung Wagner, Neustrelitz, Gutenbergstraße 3. — Ferner empfehlen wir: „700 Jahre Feldberg“, Festschrift des Rates der Stadt Feldberg, 1956, und „Wanderwege an der Müritz“, 1957, mit vorzüglichen Abbildungen. Ebenfalls beide zu beziehen durch die Buchhandlung Wagner, Neustrelitz, Gutenbergstraße 3. — Als Mitarbeiter ist in die Schriftleitung unser alter Caroliner Dr. Fritz Hagemann, Lüneburg, eingetreten. Er weiß aus eigener Erfahrung, was die Arbeit an einer Zeitschrift unseres Stils bedeutet, ist er doch selbst längere Zeit vor seinem Übertritt in den Staatsdienst journalistisch tätig gewesen. Dr. F. H. promovierte als erster mit einer Dissertation über Frank Wedekind, schreibt heute noch und zeichnete im Jahre 1957 als verantwortlicher Schriftleiter bei der Herausgabe des alle fünf Jahre erscheinenden Jahrbuchs der Wilhelm-Raabe-Schule, Lüneburg (Neusprachliches und Mathematisch-Naturwissenschaftliches Gymnasium für Mädchen). — Allen Einsendern von Fotos danken wir hiermit. Insbesondere haben uns die Bilder von Walter Knäfel, Lübeck, erfreut, die z. T. noch aus dem Atelier seines künstlerisch veranlagten Vaters stammen. Auch Fritz Honig, Münster, sei besonders gedankt. Nur bitten wir zu bedenken, daß bei einer Halbjahreszeitschrift die Verwendungsmöglichkeit begrenzt ist, was bei Bitte um Rücksendung zu Schwierigkeiten führen bzw. einen langen Zeitraum der Überlassung bedeuten kann. — Frau Franziska Bade, geb. Arndt, Leverkusen, Rheinallee 8, bietet für einen mäßigen Preis das im Jahre 1863 erschienene Gedenkblatt von der landwirtschaftlichen Ausstellung in Neustrelitz mit 10 verschiedenen Ansichten der alten Residenzstadt an. — Eine Reihe von z. T. schon gedruckten Manuskripten mußten wegen Raum mangels für das nächste Heft zurückgestellt werden. — Wenn bei Ehepaaren und zusammenlebenden Müttern und Töchtern und Schwestern, für die nur 1 Heft vorgesehen ist, doch 2 Exemplare einlaufen sollten, so bitten wir, das 2. Heft einem Mecklenburgischen Freunde, möglichst im Ausland oder der DDR zuzuleiten. Wir versenden diesmal 1300 Exemplare. Die Kartei (alle Ämter werden ehrenamtlich verwaltet) konnte noch nicht restlos und sicher aufgestellt werden. Auch bitten wir, bei Umzug auf einfacher Postkarte kurz sofort die neue Adresse anzugeben. — Von vielen Seiten sind Anfragen nach dem sehnlichst erwarteten neuen Heft eingegangen. Wir weisen noch einmal darauf hin, daß unser „Carolinum“, Blätter für Kultur und Heimat, eine Halbjahreszeitschrift ist und jeweils in den ersten Tagen des April und des Oktober erscheinen soll. — Wer hat noch Klassenzeitungen aus unserer Klasse? Dr. H. Friedrichs, Düsseldorf, Windscheidstraße 19.

## *Zu unseren Texten und Bildern*

Der Aufsatz „Verkehrswege im Wandel der Zeit“ von Erich Brückner ist im „Heimathbuch des Kreises Neustrelitz“ erschienen, das sicherlich durch die Buchhandlung Annalise Wagner bezogen werden kann. Die Herausgeber erteilen freudlichst ihre Genehmigung zum Abdruck. —

Auf unseren Wunsch haben die Stadt Göttingen durch den Leiter des Verkehrsamtes, Heinz Motel, und die Universität durch den Herausgeber der „Informationen der Universität Göttingen“, Dr. K. F. Heise, je einen Aufsatz sowie die Klischees und Matern zu den dazugehörigen Bildern gütigst zur Verfügung gestellt. Wir sind ihnen dafür aufrichtigen Dank schuldig. Göttingen ist eine historische und schöne Stadt und seine Universität eine in der ganzen Welt berühmte Stätte der Forschung und Wissenschaft. Es ist zentral gelegen und eignet sich, auch durch seine reizvolle Umgebung, vortrefflich für kleinere Treffen alter Caroliner. Vielleicht wird der eine oder andere aus den Familien der Caroliner bewogen, sein Studium für einige Semester nach Göttingen zu verlegen. —

Der Aufsatz von Dr. E. Meyer stellt ein in dieser Form erstmals veröffentlichtes Teilergebnis aus seiner Bearbeitung des handschriftlichen Nachlasses von Schliemann dar, die E. M. in den Jahren 1937—1939 und später in Athen durchgeführt hat. — Die beiden Klischees für die Bilder „Erste Grabung in Troja“ und „Zwei Becher aus dem Goldschatz von Troja“ verdanken wir dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Verlages Gebr. Mann-Berlin (Schliemann-Briefwechsel, Bd. I).

Wenn in den lustigen und humorvollen Artikeln von den Eigenarten und auch Schwächen der alten Lehrer in z. T. absichtlich grotesker Weise erzählt wird (und das ist das Recht des Humoristen), so kann das doch ihre Verdienste nicht im geringsten schmälern. Der alte Oberschulrat Schmidt bleibt eine markante, wuchtige Gestalt von hoher menschlicher und pädagogischer Qualität trotz seiner Fehler. — Aus meiner Zeit das folgende Erlebnis: Der Ministerialdirektor und der Ministerialrat der Unterrichtsabteilung erschienen eines Tages gemeinsam, um das Carolinum zu „inspizieren“. Sie hörten u. a. in der Prima eine griechische Stunde von Studienrat Klempien. Im Direktorzimmer gaben sie dann übereinstimmend das folgende Urteil ab: Eine Stunde von so hoher geistiger Disziplin, von derartigem Schwung und Höhenflug haben wir noch niemals erlebt. Wir können dem Carolinum zu solchen Persönlichkeiten nur gratulieren. —

Aus postalischen Gründen können wir unsere Hefte nicht mehr mit einer Doppelnummer versehen. Da die jetzige Stärke aber die Norm zu sein scheint, so wird durch die einfache Nummer auch den Tatsachen Rechnung getragen. —

Auf dem Bild im Artikel „Treffen des Lyzeums“ eröffnet Oberstudiendirektor Dr. Müller im Patzenhofer mit einem improvisierten Gong den offiziellen Teil des Abends. Links neben ihm Frau Rehm, rechts Frau Lungfiel. Dahinter Fräulein Gertrud Stecher. —

Dr. Haffer hat in Berlin (Zool. Inst.) promoviert. Seit seiner Studentenzzeit hat er sich mit Genetik (Erblehre) befaßt. Kreuzungsversuche mit vielen Rassen von *Drosophila* (aus dem Institut für Hirnforschung, Prof. Timoféeff-Ressowsky) wurden gemacht. Von 1945—1955 war er am Nordseegymnasium in St. Peter tätig. Dort hat er sich bei Hundekreuzungen mit Fragen der Teleonie oder Imprägnation beschäftigt. Eine Schrift „Landschaft, Fauna und Flora der Westküste Eiderstedt“ ist erschienen. Jetzt lebt er in Göttingen, wo er Verbindung mit dem Zoologischen Institut und dem Institut für menschliche Erblehre hat. —

„Geh. Justizrat, Rechtsanwalt und Notar Brunswig, Vater von Dr. Peter B., war eine weit über die Grenzen der Stadt Neustrelitz bekannte, wegen seiner Geistesstärke, aber auch wegen seines absoluten Gerechtigkeitssinns von allen Seiten hochgeachtete Persönlichkeit. Wir denken, daß unser Bild in manchem alten Caroliner Erinnerungen wecken wird.“

Das Bild vom Festkommers der Obersekunda 1906 verdanken wir Zollrat a. D. Robert Buhrow, Hamburg. Die Schüler sind; Hans Wienck, Lehrer †, Richard Schumann † (als Oberprimaner), Bernhard Zanzig, Dr. med. †, Walter Heinrichs, Studienrat a. D. in Doberan, Adolf Grobbecke, Dr. med. dent., Zahnarzt in Frankfurt/Oder, Wilhelm Hardow † als stud. rer. nat., Carl Michael, studierte Tierarzneikunde, Wilhelm Westphal, Prof. Dr. in Plön, Ernst Krüger, Bankbeamter †, Erich Bressel, Dr. med. †, Paul Steinmann, Dr. phil., Archivrat in Schwerin, Robert Buhrow, Zollrat a. D. in Hamburg, Ernst Heyn, Dr. med. in Greifswald, Eberhard Lübke, stud. phil. gef. im 1. Weltkrieg, Walter Mau, Studienrat, gest. in der Haft 1946, Herbert Wohlfahrt, aktiver Offizier †, Herbert Müller, Dr. phil., Oberstudiendirektor a. D. in Landau/Pfalz, Gustav Piehler, Oberstudiendirektor a. D. in Göttingen. —

Das Bild von Hermann Brunswig ist die Reproduktion einer Porträt-Skizze von Professor Münch-Khé. —

Auf der Freitreppe des Schlosses von Hohenzieritz, von links: Dr. Hustaedt, Der Reichspräsident, Staatsminister Schwabe, Ministerialrat Siegert.

Rundgang im Park von Hohenzieritz: Der Reichspräsident, Staatsminister Hustaedt. Im Hintergrund: Ministerialrat Siegert, Konservator Hustaedt.

---

### *Immer im Menschen das Maß sehen*

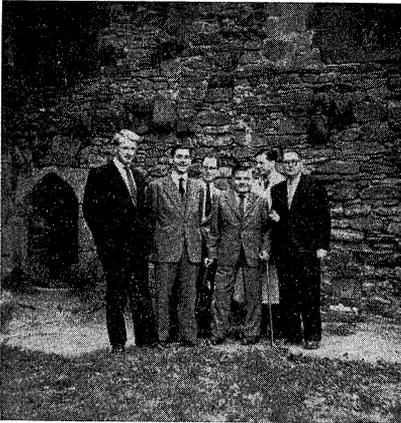
Der Braunschweiger Zeitung vom 11. Febr. 1958 entnommen:

„Von einer älteren Generation her ist es immer vernünftig und klug, die Jugend planvoll zur Verantwortung heranzubilden und nicht eine Hab-Acht-Stellung vor der Weisheit des Alters zu verlangen, bis dann eines Tages die volle Verantwortung übernommen werden muß.“ Mit diesen Worten umriß vor wenigen Jahren ein Mann seine Stellung zur Jugend, der seinen untadeligen Ruf nicht allein seiner fachlichen Leistung verdankt, sondern zumindest ebenso seinen menschlichen Qualitäten, die auch aus seinem Wort über die Jugend sprechen: Dr. Friedrich Lube, Arzt aus Berufung und immer wachsender Geist aus Passion.

An diesem Dienstag wird Dr. Lube im Mittelpunkt verdienter öffentlicher Ehrungen stehen. Er vollendet sein 70. Lebensjahr. Seit einem Menschenalter in Braunschweig ansässig, hat der Neustrelitzer Beamtensohn sich in vielerlei Hinsicht die Achtung seiner Mitbürger erworben: als junger Arzt im damaligen Herzoglichen Krankenhaus, später als Chefarzt am Landeskrankenhaus, nach dem ersten Weltkrieg als frei praktizierender praktischer Arzt, nach dem zweiten Weltkrieg als Leiter des städtischen Gesundheitsamtes. Darüber hinaus ist Dr. Lube nicht müde geworden, gesundheitspolitisch tätig zu werden. Seine Publikationen auf diesem Gebiet beschränken sich nicht auf die medizinische Fachliteratur, sondern wandten sich mehrmals mit sehr klaren Forderungen auch an eine breite Öffentlichkeit, der sich Dr. Lube nicht nur als Arzt, sondern auch als Sozialrichter, Beisitzer am Verwaltungsgerricht, Volkshochschuldozent und Mitglied der Vorstände mancher Organisationen verpflichtet fühlt.

Im Zeitalter des technischen Perfektionismus und der Vermassung sind rege Geister, die nicht in der Maschine, sondern im Menschen das Maß aller Dinge sehen, rar und darum besonders wertvoll geworden. Sie haben den Mut, manches beim Namen zu nennen, obwohl Schweigen bequemer wäre. Friedrich Lube gehört zu denen, die sich weit über ihren ureigenen Kreis hinaus verantwortlich fühlen.

## Klassentreffen des Carolinerjahrgangs 1939 (gymnastaler Zug)



Bald nach der großen Jubiläumsfeier in Marburg traten alle ehemaligen Klassenkameraden in briefliche Verbindung. Hierbei wurde immer wieder zum Ausdruck gebracht, daß sich unsere Klasse eigentlich mal wieder treffen müßte. Der dann von der „Kieler Sektion“ ausgearbeitete Plan wurde allseits begrüßt und wir einigten uns auf die schöne Universitätsstadt Göttingen.

Dort trafen wir 7 an der Zahl — von ehemals 12 Mitschülern — am 30. August 1957, gegen 20.00 Uhr, im Hotel „Goldenes G“ ein.

Aus Kiel kamen:

Bankier Eberhard Knapp, einer der zahlreichen Gastschüler Gebrüder Knapp aus Kiel.

Polizei-Hauptwachtmeister Adolf-Friedrich Holz (Sohn des Oberförsters A. Holz aus Gnewitz):

Aus der Kölner Gegend kam:

Dr. med. vet. W.-G. Korn (aus Alt-Strelitz). Aus Frankfurt stellte sich Gerichtsreferendar Dieter Giese (Sohn des Kaufmanns Heinrich Giese aus Alt-Strelitz) ein.

Aus Landau erschien der Doktorand rer. pol. Fritz Müller (Sohn des Oberstudiendirektors Dr. H. Müller, Neustrelitz).

Am darauffolgenden Tage traf unser Primus Bankinspektor Karl-Otto Praefcke aus Karlsruhe ein (Enkel des ehemaligen Leiters des Lyzeums zu Neustrelitz, Rat Praefcke).

Trotz teilweiser langer und anstrengender Anmarschwege herrschte große Wiedersehensfreude, die tief bis in die Nacht anhielt. Das fremde Gastzimmer erschien uns im Handumdrehen wie der altbekannte Klassenraum „Sperlingslust“ in der Tiergartenstraße. Unsere Klasse, die Lehrer und die schöne Schulzeit rückten wieder vor unser geistiges Auge. Gespräche über die vergangene, gemeinsame Zeit beschworen die einstige Atmosphäre herauf; besonders zeigte sich jedoch die Erkenntnis, daß alle die alten Kameraden in ihrem Wesen dieselben und sich selber treu geblieben waren. Das tiefe Wissen um den Kern eines Menschen, wie wir ihn seinerzeit in der Klassengemeinschaft kennengelernt hatten, machte uns einander sofort wieder wert und vertraut. Offen und unverfälscht tauschten wir unsere Gedanken aus über Themen von einst und Standpunkte von heute.

Am nächsten Tage veranstalteten wir einen Ausflug in die schöne Umgebung Göttingens. Die Ruine Hardenberg wurde erklommen und solange besetzt gehalten, bis wir unseren Sturmsold in Gestalt eines Mittagessens verdient zu haben glaubten. Am Nachmittag führen wir zum Nikolausberg hinauf und genossen den Blick auf die Stadt. Den Höhepunkt dieses in fröhlicher Geselligkeit verbrachten Tages bildete der Besuch bei unserem Oberstudiendirektor i. R. Piehler, der sich trotz einer gerade überstandenen Krankheit bereit erklärt hatte, uns zu empfangen. An dem Schicksal eines jeden teilnehmend, wußte er uns unsere gemeinsame Haltung

zum Leben deutlich zu machen und ermutigte uns, die Verbindung innerhalb der Klasse und unter allen Carolinern zu pflegen. Mit Dankbarkeit bekannnten wir uns nach dem Gespräch, wieviel wir der humanistischen Tradition unserer Lehrer schulden. Den Abend benutzten wir dann zu einem Bummel durch die Altstadt Göttingens, der uns schließlich in die Junkernschenke führte. Am Sonntag, nach dem Frühstück und einem ausgedehnten Stadtrundgang, endete das Treffen. Wir haben jedoch ins Auge gefaßt, es in zwei Jahren zu wiederholen. F. M.

---

*Vorstandssitzung und Arbeitstagung in Hamburg*

*am 29. März 1958*

Mitglieder unseres Vorstandes hatten sich mit einigen Carolinern, die sich bereits maßgebend an der Vorbereitung der Marburger Feier beteiligt hatten, zu einer Arbeitstagung in Hamburg zusammengefunden, auf der in eingehender Aussprache und Beratung zahlreiche Angelegenheiten und Aufgaben unserer Carolinerschaft erörtert wurden. Die Teilnehmer wurden sich darüber einig, daß durch das Ausscheiden Erhard Lungfiels, der aus beruflichen Gründen seine Vorstandstätigkeit ausgeben mußte, eine zwischenzeitliche Ergänzung und Erweiterung des Vorstandes — vorbehaltlich der Entscheidung auf dem nächsten Carolinertreffen — unerläßlich geworden sei, dies umso mehr, als die Vorbereitungen des für 1959 geplanten Treffens einen größeren Mitarbeiterkreis erfordern. Die Ermächtigung hierzu glaubte der Vorstand aus dem allgemeinen Zuspruch in Marburg herleiten zu können. Eine ordnungsmäßige Neuwahl wird die Carolinerschaft auf ihrem nächsten Treffen vorzunehmen haben. Bis dahin setzt sich der Vorstand nach dem Übereinkommen auf der Hamburger Arbeitstagung wie folgt zusammen:

Ehrenvorsitzender: Staatsminister a. D. Dr. Hustaedt, Baden-Baden.

1. Vorsitzender: Johannes Köhler, Baden-Baden,

Gustav Piehler, Göttingen, mit der Herausgabe der „Caroliner Zeitung“ beauftragt.

Walter Blank, Kiel mit der Kassenführung beauftragt.

Henry Pape, Plön/Holstein.

Interimistisch berufene Mitglieder:

Peter Heitmann, Lübeck, mit dem stellvertretenden Vorsitz beauftragt.

Werner Rust, Hamburg,

Ernst Haberland, Schwarzenbek,

Dr. Adolf Friedrich Wagner, Eutin,

Gerhard Kraak, Uetersen bei Hamburg, letzterer mit der besonderen Zusammenfassung der im Hamburger Raum ansässigen Caroliner beauftragt.

Der Jahresbeitrag für die Carolinerschaft soll für das nächste Jahr von bisher 6.— DM allgemein auf 10.— DM erhöht werden. Diese Beitragserhöhung wurde nach gewissenhafter Prüfung für unumgänglich und vertretbar gehalten, besonders wegen der hohen Kosten der Zeitung, die unbedingt auf dem jetzigen Stand gehalten werden soll. Der Kassenbericht, der zu den vorerwähnten Maßnahmen Anlaß gab, wurde auf Grund ordnungsmäßiger und gewissenhafter Buchführung von dem ordentlichen Vorstandsmitglied Walter Blank erstattet. Mit der Kassenrevision wurden Werner Rust und Gerhard Kraak beauftragt.

Zum Thema „Caroliner Zeitung“ waren sich alle Teilnehmer darüber einig, daß die Zeitung, die das feste und beste Band zwischen allen Angehörigen und Freunden unserer alten Schule und zur Heimat darstellt, die von vielen Carolinern

im Ausland stets sehnlichst erwartet wird und die vor allem auch wertvollsten, persönlichen Kontakt herstellt mit unseren noch in der mecklenburgischen Heimat und im übrigen Mitteldeutschland ansässigen Carolinern und Freunden, daß diese Zeitung also in der bisherigen Weise fortgeführt werden muß. Dabei soll das beachtliche Niveau unserer Caroliner-Zeitung, wie es insbesondere im letzten Doppelheft (März 1958) zum Ausdruck kommt, aufrechterhalten werden. Die C. Z. soll alljährlich zweimal erscheinen. Sie wird wie bisher schon den Angehörigen unserer Schwesteranstalt, des ehem. Lyzeums und Oberlyzeums in Neustrelitz, für Veröffentlichungen zur Verfügung stehen, wie überhaupt auch der Kreis der ehemaligen Schülerinnen und Lehrer dieser Schule als der Carolinerschaft zugehörig betrachtet werden kann.

Es wurde beschlossen, bei Einzelabgabe der Caroliner-Zeitung im laufenden Jahr 2,50 + 0,50 DM Spesen = 3,— DM je Heft zu erheben.

Den wichtigsten Punkt der Tagesordnung bildete das nächste, große Caroliner-Treffen. Es wurden an Hand vorliegender Zuschriften Ort und Zeitpunkt erörtert und alle Argumente sorgfältig gegeneinander abgewogen. Die Wahl fiel einmütig wiederum auf Marburg, das mit der einzigartigen 150-Jahrfeier für immer in die Tradition unseres Carolinum eingegangen ist. Als Zeitpunkt unseres Treffens wurde der Spätsommer oder Herbst 1959 vorgesehen. Die Gestaltung unserer Wiedersehensfeier wird in bewährten Händen liegen.



## Antwort an Zanner ut'n Kirchenchor

Min leiw' Siegfried!

Ick ward dinen Breiw mal up Hebräisch beantwurten, dat heiht, ick fäng von hinner an, wil dat de Hebräers ok von hinner an tau lesen anfängen. Du hest mi so fründlich inlad't mal bi di in Hamburg intaukiken, hest du dorbi ok doran dacht, dat de Arzt mi dat Klorwader drinken verboden hett und ick noch ümmer unner dat olle Döstgeföhl liden dauh? Von dei Pipenlihringstid in'n Dirtgord'n bün ick ok af, wil mi de Brasil bäder bekümmt und ick denn nich unner denn'n drögen Hausten tau liden heww. Ick wull in dissen Punkt blot von vörnherin Klorheit mit di schaffen, dormit ick di nich enttüschen dauh, wenn ick bi di eins anrücken dauh.

Min Fründ, Jochen Eichblatt, seggt all ümmer: „Schnurz, ich weit nich, wat dat mit di is, du warst ümmer harthüriger. Morgens versteihst du blot noch Spickaal, na'd Middag Brasil und abends nix wider as Burgunner und Prost.“ De Mann kennt mi genau und hett recht, dat will ick nich bestriden.

Wenn du in dinen Breiw nu meinst, ick bün mit de Kösters tau glimpflich ümgahn, denn kannst du dorut sein, dat ick all min ollen Kösters in gode Erinnerung heww. Du haddst dat blot in Marburg erlāwen müßt, wat dei ollen Schölers von ehr noch ölleren Kösters för ne Meinung hewwen. Ick sei noch ümmer vör mi dei Begrüßung von Korl Klöhn und Arthur Schulze, as se sich nah föfftig Johr in de Arm föhlen und sich vör Freud halw dod drückt hewwen.

Und denn heww ick ein Gespräch beobacht, as de Fru von Peter Becker up Klempus losgüing und sed: „Herr Klempus, ick wull mi bi Sei ok noch schön bedanken för de Schacht, de min Mann von Sei krägen hett. Ick bruk tau Hus blot mit dat Schloetelbund tau klimpern und min Peter is tamm as, n Lamm und ick kann ok nich, n beten klagen, dat hei nich willig is oder hinner ut-schlägt. Dat heww ick all Sei tau verdanken und ick bedank mi ok schön.“

Du süht, Siegfried, de Dankborkeit lött oft lang'n up sich luern, oewer mal breckt dat denn doch ut denn'n Minschen rut, so as in Marburg mit Petern sin Fru. Und för Klempus mütt disse Art von Dankborkeit doch ne grote Freud wesst sin.

Ick will di oewer noch wat anners von Marburg vertell'n. (Worüm büst du nich dor wesst, denn haddst du dat miterlewen künt.)

Wi stüenden all an de Thek, alle Johrgängen dörchenanner, und nu süll dat losgahn. Hans Wilda sed, wi will'n nu irst up Tütern anstöten, oewer Schnurz meinte, wi münnen dat genau maken und mit Köster Benzin anfäng'n. Na, de Andrag würrd denn ok einstimmig annahmen und wi löten all de Kösters von Nona an mit'n scharpen Steinhäger hochläben. As wi uns all bet tau de Kösters in Unnertertia hocharbeit't hadden, kehmen de Frugens ut'n Saal und makten son'n beten Qualm von wägen ehr in'n Saal allein sitten laten usw. Wi löten ehr denn irst'n Seuten inschenken und dormit paukten se sich denn bi unsen Stehkonvent mit in. (Du glöwst gonnich, wat du mit'n „Seuten“ bi de Frugens erreichen kannst.) Korl Klöhn hett ja in Marburg von de Synthes twischen Caroliner und Lyzisten vertellt. Ick för min Part holl denn'n „Seuten“ noch hüt för de indruckyullste Synthes twischen de beiden Partien.

Na, dorvon af. Mitdewil kehmen wi an de Thek bi lütten in denn'n musikalischen Verfat (Peter und Ulrich Becker füngen all mit: „Machet di Tore weit“ an) und dor würrd denn nu beschloten, dat wi up dat negste Marburger Dräpen bi de Kösters von Obertertia an wedder insetten will'n und dor können uns denn de Frugens ok nich von afhollen, dat wi denn bi Fliesser'n irst uphür'n dehden.

De Lyzisten sünd ja nu bi de Caroliner ok inkorporiert und denn lat ehr, as sich dat hört, vorschriftsmäßig mit Tante Marichen Genzmer anfäng'n. Wi will'n ehr girn dorbei helpen. Oewer ihrlich mütt't taugahn und wi darben de Kösters von't Carolinum und Lyzeum nich all dörchenanner muddeln, denn kamen wi ut de Reig und dorbi künn de ein oder anner von uns Kösters bedragen warden. Deswägen heww ick ok gegen denn'n Andrag von Hans Wilda stimmt, mit Tütern antofäng'n, Tüter und Klempus sünd sowieso nich tau kort kamen, denn wecker ehr twemal in ein Klass hadd hett, dei müßt ümmern'n Duwwelten up ehr trinken und dat hett sik bi unsen Thekenver-ein ganz schön tausammenläppert.

Wat de Lyzisten anlangt, will ick ehr girn Emmy Westpfahl und Olga Böker afnähmen, denn de Beiden stahn ja ok mit up dat Konto von dei Real-schol, oewer süß münnen dei Lyzisten allein sehn, dat se up dat negste Dräpen wenigstens bet na Püdding und Tilla rankamen. Nu is dat ja möglich, dat se dit Penum all in Hamborg up dat Lyzisten-Dräpen schafft hewwen. Wenn dit de Fall is, denn können se ja mit uns in Marburg gliktrecken und wenn wi grad bi Fliesser'n sünd, warden se woll ok bi Bob und Herbert Müller

anlangt sin. Ick bün nich in Hamborg wesst und heww dorüm kein Kontroll doroewer. Ick hew man blot hört, dat se dor bannig in'n Gäng'n wesst sünd und de Olt-Strelitzer Vogelschuß gegen denn'n Larm in Hamborg pianissimum wesst is.

Wenn ick nu dat Fazit von dat Marburger Dräpen treck, denn kann ick sengen, dat ick ne gröttere Weddersehnsfreud twischen Kösters und Schölers noch nich sein heww. Und dat is keinen dömlichen Schnack, wenn de Lüüd ümmer sengen, dat de rugsten Fohlen oft de besten Pird warden. Ick, as gelährten Oekonomiker heww dat' oft in de Praxis erläwt und wenn du mi dat nich glöben wißt, denn frag mal unsen 80jährigen Caroliner Andreas Peters, wat noch 'n Scholfründ von unsen Staatsminister, von Korl Nahmmocker und Männe Warnke is. Andreas Peters wir'n anerkannten Landwirt in uns Heimat und verstünd wat von de Pirdtucht und kann di dat bestätigen.

Nu schriwwst du in dinen Breiw, worüm ick in minen Nahklapp nix von Musjö seggt heww. Wenn du genau nahkickst, denn warst du find'n, dat sich min Verihrung för minen Turnlehrer Musjö (ick heww bi em blot Turnen hadd) up sinen Soehn oewerdragen hett. Drabich-Waechter giwt di dat ja in de letzte Caroliner Nummer noch schriftlich, dat Musjö ümmer Kavalier wesst is und datselbe segg ick ja in minen Nahklapp von sinen Soehn Gerhard.

Ick heww Gerhard und sin Fru oewerhaupt noch in gode Erinnerung, as ick vör poor Johr in Kiel bi de Beiden inkek und mi dat wedder mallürte und ick in't Fettnapp peddte. De Sak kehm so:

Wenn Schnurz mal eins up Reisen geiht,  
Wat hei hüt bannig selten deiht,  
Denn kann em bi dat rümmerführ'n  
De Sak ok eins vörbi mallür'n.

So kehm hei denn vör lange Tid  
Nah Kiel hen tau de Dokterslüüd.  
Dor würrd vertelt und dor würrd lacht  
Von dit und dat de halwe Nacht,  
Von Schöler- und Studentenjahren,  
Wat Lustiges und wat tau'n rohren,  
Von'n Kirchenchor und anner Saken  
Und ok von dat Gebissemaken.  
As ick in Peter's Kittel steckte,  
De Schnitterdirn de Tähnen treckte,  
Wo ick sei mit de Tangen grugte  
Und as ick noch Amati's bugte.

So würrd dat sachten ümmer later.  
De Rum würrd all und ok dat Wader  
Und mit Gelach und mit Gedroehn  
Bröcht mi Susanne denn tau Boehn.  
Sei stellt mi noch'n Emmer rin  
Und seggt: „Wenn nödig, denn hier rin.  
Und morgen früh mak kein Theater,  
Wi hewwen unnen Seip und Wader,  
De Badstuw steiht för di denn fri

Und wenn du wisst, dor kannst du di,  
Und brukst di ok för nix schenier'n,  
In alle Roh denn Bart balbier'n.  
Nu schlaf man schön und dröm ok sacht.“  
Und dormit säd sei: „Gute Nacht“.

As ick denn morgens rünner gah  
Und vör dei Korridor'dör stah,  
Dor makt'n Jung de Dör all up  
Und ick gah nah denn 'n Flur denn rup.

Hei kickt mi an, woans — woso?  
Und ick gah up't W. C. nu to.  
Doch wat nich is, dat kann nich sin,  
Dei Dör is tau — dor sitt ein in.  
So wann'er ick denn rup und runner  
Denn'n Flur von baben bet nah unner.

Mitmal dor geiht de Lokusdör,  
Doch kümmt mi dat so komisch vör,  
Denn ruter kümmt ne schwart Madam,  
Dei ick nich ünnerbringen kann.  
Ick wüsst nix mit ehr antofang'n  
Und denk, sei hett dat beten drang'n  
Und hört woll in dat Wartezimmer.  
Und so gah ick denn nah ehr rinner.

As ick denn nu so ruhig sit  
Und denk an dat und denk an dit  
Ward mi mit eins so blümerant.  
Wat ick hier seh, is unbekannt.  
Noch gistern wir de Badwann'n wit  
Und nu ut Blech — wat is denn dit?

Ick mak mi de Schabrack denn to  
Und nix as ruter ut dat Klo.  
Doch buten steiht de Olsch und kickt,  
As wir ick mall und ganz verrückt.  
Sei wüst nich, wo dei Kirl herkehr,  
De sich hier as tau Hus benehm.  
Ick säd denn nu: „Madam, oh weh,  
Ick bün verkihr't up Sehr Privé.  
Süss is mi wider nix passiert.  
Ick föt ne Dör, de wir verkihr't.  
Ick hör nah Dokter Grüder's hen,  
Dei ick noch ut dei Heimat kenn.  
Wenn ick ok süss nich schüchtern bün,  
Mit Sei, dor hadd ick nix in'n Sinn.“

So güng ick denn twei Treppen runner,  
Nah Grüder's hen, dei wahnten unner.

So Siegfried, nu rad du mi. Sall ick oewerhaupt noch up Reisen gahn? Dunn in Hamborg bün ick up de Stratenbahn all rinnerfall'n, in Kiel lop ick in dei verkährte Etage und in Göttingen schmitt mi Mucki Piehler rut. Ach — dat wetts't du gonnich? Na, hür tau!

Ick nahwer in Göttingen beten rümmer und denk so bi mi, wisst doch mal sein, woans sich Mucki Piehler etabliert hett. Weil ick nu wüsst, dat hei baben an'n Barg in'n Nibu mit Bukostentauschuß wahnt, müßt ick mi doch för denn'n Besök beten in Schale schmiten. Ick köp mi also noch schnell'n nigen Hot für Sport und Reise. Mit denn'n ollen Grönen wir dat nich mihr tau maken. Denn besorg ick mi noch twei und'n halwen Meter Blaumen von de Sort, blumica officinalis, dei meterwis verköfft würden, organisier mi'n Langholtwagen, de mit denn'n Strutz nah'n Barg rupperkart und denk, nu kannst du Mucki sin Fru glik mit Blümeranten ünner dei Ogen gahn, vonwägen denn'n Kaffee. Ick klingel einmal — ick klingel tweimal, Mucki sin Fru kickt ut dei Dör und seggt: „Rasierklengen köpen wi nich und versichert sünd wi ok.“ Bautz — wir dei Dör wedder tau. So — nu rohr! Und wettst du woan dat lägen hett? An denn'n dömlichen nigen Hot, dor hett mi keiner in kennt. Ick bün denn tau min tweitbest Fründin in Göttingen gahn, heww oewer glik dat Bein mang dei Dör stellt, dat dei mi mit minen nigen Hot nich ok noch ruterschmitt und heww denn dor ok noch Kaffee krägen.

Nu warst du sengen, ick hadd ja nu all wedder'n Köster wat anhackt. In'n Gegendeil, Siegfried. As ick nah längere Tid mal wedder'n Anlop nah Mucki Piehler nehm, löt Mucki de Glocken lüden und de Burgunner stünd all angewarmt up'n Disch und bi ne Brasil hewwen wi dat Göttinger Fredensfest fiert.

Wat du süss oewer dat Latinsch schriwwst, dor gäw ick di recht. Wat Klempus einen inremst hadd, so oder so, dat höl för'd Läben. Mi schriwwt min oll Scholfründ, Otto Benzin, unt'n Urwald in Brasilien, wo hei mang dei Apen und Papageien herümmerbotanisiert: „Schnurz, wetts't du noch mit denn'n bellum gallicum bi Klempus, as wi dat ümmer mit denn'n lütten grönen Schmok von Robert Kalender vergliken dehden, ob Klempus sin Oewersetzung ok fachgerecht wier?“

Und nu mütt ick in mine ollen Johren noch Italienisch lihren, wat mi bannig suer ward. Und worüm?

Hugo Hoffmann sin Tochter Ruth schriwwt mi ut Italien von de ollen Niestrelitzer Tiden, as sei und Hanna Dörschner bi un's Husorenschwadron in de Sandkuhl Samariter's wirn. Wenn wi uns bi'n Angriff mit de Lehmkluten blödig schmäten hadden, müßt Hanna Dörschner ümmer Blot rögen und Ruth Hoffmann legte uns denn denn'n Verband an. Na grote Schlachten, wenn wi bi Wolter's denn'n Hof stürmt hadden, versorgten sei uns mit Kakao ut Mudder Hoffmann ehr Kök. Und nun schriwwt mi Ruth Hoffmann denn to'n Schluß von ehren Breiw:

„hauti cari salutis della.“

Woans sall ick dat nu oewersetten? Ick hadd dat in minen Leichtsin mit min Caroliner-Lyzisten-Synthes in Verbinnung bröcht, oewer dat stümmt nich. Wo is nu Klempus de oll Lateiner und helpt mi!

Und somit, Siegfried, bün ick för hüt in de Dannen. Wetts't wat dat heiht?

Oll Pastor Lüttmann in Schwichtenhagen hadd mit sine Immen, dei Appels, dei Jagd und denn Sünabend-Skat naug üm de Uhren und künn sich ut dissen Grund man wenig mit de Predigt befaaten. He hadd ümmer twei tau Utwahl up Lager prat. De Ein wir för Anfängers und de Anner wir för Fortgeschrittene. De Schluß wir oewer bi beid System's deisülwe. Na, dor verirrt sich ok eines Sünndags 'n Fremden nah Schwichtenhagen und will girn dei Kirch besichtigen. Dei Küster steiht all bi dei Dör, as dei Fremd sin Anlingen vörbringt. Ja, seggt dei Küster, Sei koehnen glik rinnerkamen, dei Paster is all in de Dannen. Hüren's doch!

„. . . Und dann, meine Lieben, wenn der Tag erscheinen wird, dann wird er die Schafe von den Böcken sondern, dann, ja, dann.“

Wo ick äben grad von Schwichtenhagen räden dauh. Kennst du Schwichtenhagen? Dat Dörp is dörch sinen Kirchhof berühmt worden, jedenfalls bi dei Skatspälers. Wenn du up denn Kirchhoff rupper kümmt und geihst glik den irsten Weg rechts af, denn kümmt du up dei Stell, wo dei Mann liggt, dei sick bi'n Skat dodmischet hett. Ick heww bi Karbe, bi Witte und alle annern Heimatforscher nahläst, oewer dor is nix oewer dissen berühmten Mann tau find'n. Deswägen heww ick dat publik makt, denn dit prähistorische Faktum mütt de Nahwelt erhollen blieben.

Und nu bün ick ok in de Dannen und schlut mit Klempus sinen Kriegsruf:

„Bahlcke, Heft zu!“

Din

Schnurz.

---

## Aus dem alten Carolinum

### 1. Das Homer-Brikett

Kösting Rieck war allerlei Kummer gewohnt. Auch für die — einen möglichen Aufruf möglicherweise verhindernde — Ausrede: „Ich habe statt Homer den Xenophon mitgebracht“ hatte er die stereotype rhetorische Frage bereit: „Da möchte ich bloß wissen, ob Sie nicht statt Ihres Frühstücks ein Brikett eingepackt haben“ „Ich will mal nachsehen; einen Augenblick, bitte, Herr Professor.“ Wir stutzten alle, auch Kösting. Ich glaube, weiß aber nicht genau, daß es Ulrich Becker war, der da sein Butterbrotpapier auseinanderfaltete und mit dem Ausruf: „Tatsächlich, Herr Professor!“ ein Brikett vorzeigte.

### 2. Karl Köhlers Polterabend

Oberlehrer Köhler wollte heiraten und gab die letzte griechische Stunde bei uns. Die Klasse war etwas „nervös“; jeder, der eine Taschenuhr hatte,

zückte sie verstohlen und blickte ungeduldig auf die Zeigerstellung. Ich weiß nicht, welcher alter Grieche dran war; jedenfalls schmort einer auf dem Scheiterhaufen, und er sagt: „Da hat mein alter Lehrer doch recht gehabt, daß niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei.“ Der Mann, der offenbar — wie ich! — „einst bessere Tage gesehen hatte“, sitzt also auf dem Scheiterhaufen. Soweit war unsere Übersetzung gediehen — da rasselt zu allgemeiner Überraschung — alle Köpfe flogen erstaunt hoch, unter dem Resonanzboden des Katheders ein Wecker los; viel zu früh, denn es war erst zwanzig vor neun! Karl Köhler war ziemlich pikiert und äußerte sich recht unfreundlich. — Ich schickte schnell unter der Bank einen Zettel an unsern chronischen Primus Rudi Bahlke — diese Zettelpost „unter der Bank“ stellte an Zuverlässigkeit und Promptheit, jedenfalls in unserem Jahrgang 1894, alles Frühere und Spätere an postalischen Einrichtungen in den dunkelsten Schatten! Gemäß diesem Zettel stand Bahlke am Schluß der Stunde auf und entschuldigte uns, wir hätten das nicht aus Bosheit gemacht, um ihn zu ärgern, wir hätten bloß uns einen kleinen Polterabendscherz machen wollen. Da war der Friede wiederhergestellt. (Das ist es ja: zum Friedenhalten gehört lediglich der gute Wille — aber auf beiden Seiten!!) Und ich freute mich, daß mein Wecker nicht „beschlagnahmt“ war. Der wäre ein „gravierendes Indizium“ gewesen!

### 3. *Schleichpatrouille zu Olga*

Es war in Unterprima, am 19. November. Runge und ich, die wir seit Jahren Nachbarn auf der Bank waren und es geblieben sind (Runge arbeitete und war Vierter, ich schenkte mir das Arbeiten und war Fünfter — richtig gearbeitet habe ich erst zum Abitur), hatten etwas vor. Ich hatte ihm von der neuen Gouvernante und Hauslehrerin der steinreichen russischen Familie von Rauch, Schloßstraße 11, neben dem Postamt nach dem Schloß zu, erzählt und vorgeschwärmt, und er wollte sich die Dame mal bekijken. Bei Jumbo in der Griechischstunde „mußten wir“ immerzu „mal raus“ und kletterten über unsere Nachbarn weg. Jumbo war gewiß kein Unmensch; er sagte schließlich: „Sie scheinen sich den Magen verdorben zu haben. Schillbach, nehmen Sie Runge mit und gehen Sie zu Ihrem Vater\*), daß er Ihnen beiden was verschreibt oder eingibt. Gute Besserung!“ Wir marschierten los wie eine Patrouille („gedeckt marschieren“!): Glambecker Nebenstraße, Bruchstraße, Borwinheim, bei Schmidts Hotel vorbei, über die Senke vor Amts- und Landgericht in die Töpferstraße, an der Schloßkirche über den Paradeplatz, Schloßgarten, am Blücherdenkmal (wer kennt das?) vorbei, Ausgang zwischen Schneidemühle und Marstall, Mittelweg in die Schloßkoppel, Borkenhäuschen. Am Ziel! Dort tauchte denn auch bald die ganze Kavalkade auf: Die Französin Georgette, die russische Kinderfrau, eine Reihe Rauchknaben und Olga Schwertfeger aus Groß-Mölln bei Köslin/Kolberg. — Wir stellten uns gegenseitig vor, wanderten ein Ende mit durch das raschelnde feuchte Laub der leicht nebligen Schloßkoppel und plauderten. — Aber mal mußten wir ja wieder zur Schule. Auf dem Rückweg erklärte Siegfried, am besten hätte ihm nicht Olga, sondern die Französin gefallen. Heute bin ich geneigt, seinen Geschmack zu loben. — Olga habe ich bald aus meinem Herzen gerissen, nach-

\*) Der Vater war Sanitätsrat

dem ich sie eines Abends im Kaffee Hamann in einer verschwiegenen Nische mit dem Schauspieler Kamnitzer gesehen hatte.

#### 4. Extemporale fällt aus

Bütow strebte zeitig an einem kalten Dezembermorgen die Augustastraße hoch. Ich traf ihn, und er wunderte sich: „So früh schon?“ „Du doch auch.“ „Ich muß noch etwas arbeiten, von diesem griechischen Extemporale hängt meine Versetzung zu Ostern ab; da wird die Weihnachtszensur mit gewertet.“ „Dieses Extemporale fällt aus“, behauptete ich. Bütow lachte ungläubig: „Wie willst Du das anstellen?“ Ich zeigte ihm ein Ende Bindfaden. Bütow machte: „Hm“, als ahnte er was. „Wir müssen aber unbedingt die ersten sein; zehn mehr!“ Wir machten „zehn mehr“ (ein Dampfmaschinenkommando an Bord namentlich von T-Booten) und waren die ersten. Die Klasse (O II) war erleuchtet, die Rouleaux heruntergelassen. Ich nahm meinen Bindfaden „bifilar“ unter den Riegel des innen offen angebrachten Kastenschlosses, steckte ihn durch das Schlüsselloch und machte die Tür zu: Draußen zog ich an den beiden Bindfadenden, und zuletzt holte ich den Faden an einem Ende heraus und probierte. Dicht! Eine andere leere Klasse riegelte ich auf gleiche Weise zu, dabei riß aber der Bindfaden — das übrige Ende warf ich in eine der Feuerungsvorratsnischen auf den Flur. Erledigt. — Es kam Studienrat Tiedt die Treppe herauf: „Bütow, wo wollen Sä denn hin?“ „Zum Schuldiener in die Mädchenschule; unsere Klasse ist zugeschlossen.“ Temper prüfte, es stimmte: „Machen Sä los. Die andern gehn solange in die Aula.“ Dort sammelte sich allerlei vergnügtes Volk. Der Schuldiener kam und probierte mehrere Schlüssel: „Zugeschlossen ist nicht, da ist bloß der Riegel vor.“ „Holen Sie einen, der das aufbringt.“ Der brave Schuldiener Schmidt trabte davon. Der Direktor vons Janze, unser herzensguter Jumbo, hatte die Lage auch erkannt und war zu dem Schluß gekommen, den er mehrfach wiederholte: „Da muß doch einer drinnen sein!“ Es war gegen  $\frac{3}{4}$  9 Uhr, als die Tür als die Klügere der rohen Gewalt „einer Brechstange nachgab. „Da muß doch einer drin sein“, sagte Jumbo zum letzten Male und schritt als Erster in die Klasse. Es war keiner drin! — Von 12—1 Uhr hatten wir Religion bei Karl Nahmmacher. „Wer war heute morgen zuerst hier?“ Bütow und ich meldeten uns. „Schillbach, Sie waren das!“ „Aber, Herr Oberlehrer ...!“ — Temper Tiedt schien es weniger mit der Psychologie, als mehr mit den Indizien zu halten; er hatte geäußert: „Ich hätte das gleich untersuchen sollen, alle Taschen nachsehen, und wer ein abgerissenes Ende Bindfaden hat, der wars!“ ... Denkste!

---

Es war doch eine feine Penne; das gute alte Carolinum. Und der anständige und wohlwollende genius loci, der dort, namentlich seit Fließer — Jumbo Becker, herrschte, hat uns die Schulzeit erleichtert, unser Wissen leicht, nicht qualvoll, erweitern lassen und verklärt jetzt die Erinnerungen. Er lebt noch, der genius huius loci!

Heinz Schillbach.

## OLLE KAMELLEN

Der blinde Großherzog Friedrich Wilhelm IV. fuhr eines Abends, als das Theater zu Ende war, mit seinem Hofjäger Kort (den ich noch gut kannte) ins Schloß zurück. Als sie auf dem Schloßhof ankamen, rief der blinde Fr. W. IV.: „Sag mal, Kort, brennt hinter der Uhr noch Licht?“ (Es war damals noch Gas, das pro Stunde etwa 2 Pfennige kostete.) Kort erwiderte: „Jawohl, Königliche Hoheit.“ Der Großherzog: „Ab morgen wird das Licht nicht mehr angesteckt, denn wer im Theater war, weiß, was die Uhr ist, und auf dem Theaterzettel steht ja auch ‚Ende gegen 10 Uhr.‘“ Nicht von ohngefähr hinterließ er 60 Millionen Mark in Gold.

Und nun Korl Nissen, der jetzt noch in Neustrelitz wohnt. — Ich schaute öfter zu, wenn er mit seinen Kartenfreunden Skat spielte. Wollte ein Mitspieler eine Karte, die er ausgespielt hatte, wieder zurücknehmen, sagte Korl Nissen: Quod lumen, lumen (wat liggt, liggt). Und wenn niemand wußte, wer an der Reihe war zu geben, so rief er: Quis venenum? (wer giwwt?).

Vor Jahrzehnten beerdigten wir den Klavierspieler Alex Fischer. Theodor Grimm, sein Partner als Geiger, nahm auch an der Beisetzung teil, ebenso Fläuten-Guhl. Als Alex F. in die Grube gesenkt war, sagte „Theda“ Grimm zu Fläuten-Guhl: „Du, Alex hätt sich hier ne schöne Stell utsöcht, hier mücht ick ook woll liggen.“ Darauf Fläuten-Guhl zu Theda Grimm: „Jo, Theda, dat würr ook good für juch beid passen: Klavier und Geig!“

Wenn wir auf Schloßwache saßen, kam öfter der alte kleine schiefhalsige Schröder vorüber. Er fegte den Schloßhof, und an dem fahrbaren blechernen Müllkasten stand in großen Buchstaben „Lutokar“. Wir sagten daher immer, wenn er auftauchte: „Lutokar kümmt.“ Dieser Schröder sagte eines Tages zu dem Lakai Vagt: „Herr Vagt, gistern hätt de Großherzog mit mi räd't.“ „So“, antwortete Vagt, „wat hätt he denn seggt?“ Darauf Schröder: „Gah hier weg.“

*Konrad Seidel*

---

### *Aus dem Inhalt des nächsten Heftes*

- Neue Reuterbriefe — Fritz Reuter an Karl Kräpelin (Dr. A. Hordorff)
- Der letzte Abend (Gerd Tolzien)
- Erinnerungen an Dr. Ludwig Duncker (Prof. Dr. H. E. Stier)
- Wandlungen im Städtebau (Prof. E. Wedepohl)
- In Chile vor 40 Jahren (Margarete Brunswig)

Redaktionsschluß für Heft 28: 1. Februar 1959

---